Rossini.

[illegible]

von

Eduard Maria Oettinger.

[illegible]

Erster Band.

Leipzig

[illegible]

[illegible]

Rossini.

Komischer Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritte, unveränderte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig
Costenoble und Remmelmann.
1851.

Giacomo Meyerbeer,

Schöpfer der „Hugenotten“

empfange

„Joachim Rossini wie er leibt und lebt“

als

Beweis aufrichtiger Huldigung

vom

Zeichner dieses Bildes.

Offenes Sendschreiben

an

Joachim Rossini.

Erinnern Sie sich, ruhmgekrönter Maestro, eines jungen Deutschen, der, im April des Jahres 1830 in Paris durch Herrn Castil Blaze bei Ihnen eingeführt, dem „illustrissimo dio della musica“ eine Welt voll heißer Grüße, ein grünsammetnes Käppchen und einen rosenfarbenen Empfehlungsbrief von Signora L. M.....i

aus München überreichte? Erinnern Sie sich des Empfohlenen, den Sie bald so lieb gewannen, daß Sie ihm ein Zimmer in Ihrer Wohnung, einen Platz in Ihrer Loge und — was ihn mit weit größerm Stolz erfüllte — auch ein Plätzchen in Ihrem Herzen einräumten? Damals war der Schreiber dieser Zeilen so glücklich, allabendlich an Ihrer Seite vor dem knatternden Caminfeuer zu sitzen und sich weniger an den dürftigen Flammen einiger Eichenholz-Stäbchen als an den mächtigen Strahlen Ihrer ewigheitern Laune zu erwärmen. Wie horchte ich, wenn Sie, das bewußte Sammetkäppchen auf dem ruhmumkränzten Haupte, mir einzelne Scenen und Züge aus dem bunten Ghirribizzi Ihres Lebens erzählten! Damals ahnte ich nicht, daß ich vierzehn Jahre später alle Anecdoten, die Sie aus dem Album Ihrer Erinnerungen herausrissen, aneinanderreihen und zur Unterlage eines kleinen Romanes benutzen würde, der, jetzt zum zweiten Male gedruckt,

schüchtern vor Ihren Richterstuhl tritt mit der im Drei-Achtel-Tact geschriebenen Bitte, dem Verfasser nicht zu zürnen, wenn er Wahrheit und Dichtung keck durcheinander gemischt, Manches, was wahr ist, hinweggelassen und Vieles, was Ihnen unwahr erscheinen wird, hinzugethan hat. Aber wenn auch nur ein Capitel dieses flüchtigen Romanes im Stande ist, eine heitere Erinnerung aus der Zeit Ihres Aufenthaltes zu Neapel in eine der grillirten Logen Ihres Gedächtnisses zurückzurufen, dann werden Sie, angebeteter Maestro, unwillkührlich lächeln und Ihrem indiscreten Verehrer, der Manches ausgeschwatzt, was bisher nur uns bekannt gewesen war, gern verzeihen; denn ein Mann, der in der Achtung seiner Zeitgenossen so hoch wie Joachim Rossini stehe, kann nur gewinnen, wenn man seinen durchweg liebenswürdigen Character „sans rouge et sans voile" zeigt. Dies hab' ich gethan, und wenn dies Unrecht ist, so will ich mir dafür die schwerste aller

Büſſungen auferlegen „zwei Jahre lang keine Ihrer himmliſchen Opern zu hören“. Falls ich dieſe Prüfung nicht überleben ſollte, ſo geruhen Sie, „Helios von Italien“, eine Thräne der Verzeihung zu widmen

Ihrem

Leipzig im März 1847.

getreuen Verehrer

E. M. O.

Rossini.

„Dieser Tondichter ist ohne Widerrede das glänzendste Talent, welches Italien seit Cimarosa hervorgebracht hat.“

Henri M. Berton.

1.

Neapel ist die Stadt des Müssiggangs. Und der Müssiggang, den ein spießbürgerliches Sprüchwort „des Teufels Ruhebank“ und „aller Laster Anfang“ nennt, ist, nach der Ansicht vieler Leute, die nicht Spießbürger sind, ein sehr angenehmer Zeitvertreib, eine ganz allerliebste Beschäftigung, eine höchst wohlthuende Zerstreuung, mit einem Wort: eine Wonne, die jedoch nur der zu begreifen versteht, welcher viel Geld in der Tasche und etwas Poesie im Herzen hat. Jeder Fremde, der im Besitze dieser beiden Eigenschaften ist, wird sich in der Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien schneller heimisch fühlen, als irgend anderswo.

Wär' ich Neapel, ich würde auf den alten Beinamen „Oziosa“ zehnmal stolzer sein als auf den

neuen „Fidelissima", der sich mit den vierzig Empörungen, die man der „allergetreuesten Stadt" nachrechnen kann, nicht gut zusammenreimt. Weit wahrer ist die Metapher jener Poeten, die das uralte, ewigjunge Parthenope ein „Stück Paradies" nennen, das sich aus den azurblauen Soffitten des Himmels auf das Podium der Erde herabgelassen hat, um den Menschen einen Vorgeschmack vom jenseitigen Eden zu verschaffen.

Wär' ich der liebe Gott, ich würde sechs Tage im Himmel und am siebenten — zur Abwechslung — in Neapel residiren, dann aber nur in der Strada di Toledo oder auf der Chiaja wohnen. Beide Straßen (Neapels Augenlider, die niemals ihre Wimpern schließen) sind lebendige Kaleidoscope, welche in jeder Secunde eine andere Gestalt annehmen, eine neue Physiognomie zeigen, ein überraschendes Bild entfalten. Beide Straßen scheinen eigens gemacht für jene Wesen, die der Franzose Flaneurs, der Deutsche — ziemlich bezeichnend, aber etwas plump — Bummler nennt. Freilich liegt zwischen dem überrheinischen Urmuster und der deutschen Nachbildung eine gewaltig große Kluft, denn ein deutscher

Bummler ist so weit von einem französischen Flaneur, als eine Berliner Putzmachermamsell von einer Pariser Grisette entfernt; Letztere verhält sich zur Erstern, wie eine „Königin der Nacht" (Cactus grandiflorus) zu einem „Nachtschatten" (Solanum), oder wie eine ächte Guinee zu einem nachgemachten Achtgroschenstücke. Der Flaneur kann dem Bummler im dolce far niente 47 vorgeben, ohne befürchten zu müssen, sich von Jenem überwunden und besiegt zu sehen; denn zum Flaniren gehört eine Beweglichkeit des Geistes, welche uns Deutschen nicht eigen ist, eine Springkraft, die mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens von einem Auslagkasten auf den Schornstein, vom Schornstein auf eine Kirchthurmsspitze, von dort zurück auf ein Balcon-Geländer und vom Geländer auf das Straßenpflaster springt. Der Bummler hat nur zwei Augen, womit er Alles träg' und gedankenlos anglotzt; der Flaneur aber, der mehr geistige Augen im Kopfe, als der Pfau gemalte im Schweife hat, sieht in fünf Minuten mehr als der Bummler in einem ganzen Tage.

Doch nicht Paris allein, auch Neapel hat seine

Flaneurs, und fast möchte ich glauben, daß Neapel die Heimath aller Müssiggänger ist.

An der Spitze dieser müssiggehenden Bevölkerung stehen die Herren Lazzaroni, deren es hier nicht weniger als 80,000 giebt. Nimmt man 400,000 als runde Einwohnerzahl an, so ist der fünfte Neapolitaner ein Lazzarone.

Was aber ist ein Lazzarone?

Der Lazzarone, der seinen Namen vom armen Lazarus in der Bibel herleitet, ist unter Siciliens blauseidenem Himmelszelt das allerärmste und dennoch glücklichste Geschöpf. Er ist glücklich, weil er zufrieden, und zufrieden, weil er genügsam ist. Nachts ist eine Kirchentreppe sein Lager und der gestirnte Baldachin seine Decke. Morgens, im ersten Augenblick des Erwachens, küßt er die Santa Madonna, die, wie das Medaillon einer Geliebten, Tag und Nacht auf seinem Herzen ruht, und empfiehlt sich ihrem huld- und gnadenreichen Schutze.

— Süße Mutter Gottes, murmelt der Lazzarone mit gefalteten Händen andächtig vor sich, schenke mir heut' eine Schüssel Maccaroni, etwas Eiswasser und eine Cigarre, dann will ich zwei „Pater noster"

und drei „Ave Maria" beten und vergnügt wie der heilige Januarius im Paradiese sein.

Nun weiß zwar Jeder, daß ihm Santa Madonna nicht direct Maccaroni ins Maul regnen läßt, aber desto fester baut er darauf, daß sie ihm einen gutmüthigen Deutschen oder — was ihm noch viel angenehmer ist — einen unvernünftig reichen Engländer schickt, der ihm ein Paar Bajocchi schenkt, mit deren Hilfe er das tägliche Budget seines Magens bestreiten, seinen Hunger stillen kann. Weit weniger Sorge macht ihm der Durst, denn Wasser giebts selbst für den Aermsten. Wenn sein Schutzengel ihm, zum Nachtisch, noch eine Apfelsinenschaale und das Stümpfchen einer Cigarre schenkt, die ein Vorübergehender wegwirft, weil sie vielleicht keine Luft hat, dann dünkt sich der ärmste Bettler reicher als Lucull, pfeift sich sein Lieblingslied, legt sich dahin, wo die Sonne am stärksten brennt, und hält hier — unter Gottes freiem Himmel — seine Siesta. — Rüttelt ihn Jemand aus dem Schlafe, um seine Dienste in Anspruch zu nehmen, so schnellt er sich, wie der Teufel aus dem Bauche einer Verirdose, in die Höhe, rückt seine Mütze und fragt:

— Eccomi, Eccelenza! Wohin befehlen Ew. Gnaden?

Wenn er mit dem Fremden bis spät in die Nacht herumgelaufen ist, ihm alle Sehenswürdigkeiten gezeigt hat und vor lauter Erklären und Erzählen kaum zu Athem gekommen ist und dafür ein Paar Carlini erhält, dann wirft er seine Mütze bis ans Sternenzelt und schreit:

— Evivà, Eccellenza! Heilige Mutter Gottes, ich danke Dir!

Hält ihm Jemand nun gar einen Scudo vor die Augen, so schießt er vor Freuden zehn Purzelbäume und rennt um diesen Preis — selbst für den ärgsten seiner Feinde — durchs Feuer. Denn wie unbedeutend sind alle Schätze des Paktolos, woraus Crösus seine Reichthümer gefischt, gegen die Seligkeit eines Scudo in der Tasche eines Lazzarone!!!

Nachts, vor dem Einschlafen, kniet er auf dem harten Lager und betet:

— Santa Madonna, lege beim heiligen Januarius ein gutes Wörtchen für einen armen Teufel ein, der zwei Tage in der Woche zu fasten gelobt, wenn der Heilige so gut sein will, ihn heute Nacht

ein Paar Nummern träumen zu lassen, die am nächsten Sonnabend in der Zahlenlotterie herauskommen. Der Heilige, der Alles wissen muß, wird doch wohl auch das wissen, Amen!

Dann küßt er das Bild der Mutter Gottes und schläft auf seinem harten Lager schneller als mancher Reiche auf dem schwellenden Pfühle ein.

Der heilige Januarius aber, der mit ganz andern Dingen beschäftigt ist, hat keine Zeit, sich mit lumpigen Lotterienummern zu befassen. Und wüßte er die Nummern, welche gezogen werden, er würde sie, statt sie Andern zu verrathen, lieber selber spielen, denn zu keiner Zeit haben die Herren Heiligen Gelder verschmäht.

Und so kommt es denn, daß der Lazzarone alles Andere, nur nicht Nummern träumt. Dem armen Teufel bleibt dann nichts Anderes übrig, als sein Orakel, die Smorfia, zu befragen, ein Büchlein, das fast jeder Lazzarone bei sich führt, ein papierner Prophet, der jeden denkbaren Traum auslegt, d. h. in eine der neunzig Lottonummern übersetzt. Nur dann, wann der Lazzarone ein Paar gute Nummern — denn mehr als eine Ambe wünscht er sich

nicht — und keinen Grano im Vermögen hat, um diese besetzen zu können, dann erst weiß er, was Kummer und Sorge heißt; dann wandelt ihn ein Anflug von Verzweiflung an und in solchem Augenblick ist der Lazzarone — sonst der harmloseste, gutmüthigste, beste Menschenschlag — der schlechtesten Handlung, eines Diebstahls, ja sogar eines Mordes fähig. — Der Glaube an eine Ambe im Lotto ist die Hoffnung, die ihn sechs Tage in jeder Woche erheitert, um ihn am Sonnabend Nachmittag, wo unter großer Feierlichkeit die Ziehung der fünf Nummern vor sich geht, vom Gipfel des geträumten Glücks in den Abgrund zu stürzen. Ist — was fast immer zu geschehen pflegt — keine einzige seiner Nummern herausgekommen, dann wirft er das trügerische Orakel voll schäumender Wuth auf den Boden, grollt mit der Mutter Gottes und selbst mit dem heiligen Januarius, schimpft und flucht, tobt und weint und nimmt sich endlich das heilige Versprechen ab, nie mehr in die Lotterie zu setzen. Doch schon am andern Morgen lockt ihn die Lotto-Syrene in ihre Schlingen, denn zum Unglück dieser armen Leute ist ganz Neapel ein Lottobureau; der

arme Teufel kann nicht zwanzig Schritte gehen, ohne auf eine Bude zu stoßen, aus der ihn verlockende Nummern anlächeln. „Kauft man ein Päckchen Schwefelhölzchen, erzählt Alexander Dumas in seinem „Corricolo", so findet man auf dem Umschlage italienische Verse, welche das Lotto empfehlen: Strada sicura ad arrichire è il lotto (das Lotto ist der sichere Weg zum Reichthume), dann folgen drei Nummern, für deren Vortrefflichkeit der Verkäufer sich verbürgt." Welcher arme Teufel kann da widerstehen?

2.

An einem reizendschönen Maimorgen des Jahres 1815 sonnte sich einer dieser reichen Bettler auf dem Kai Santa Lucia, als ein vorübergehender Flaneur, der eine heitere Melodie vor sich hinträllerte, plötzlich Halt machte, Jenen mit dem Fuße stieß und ihn fragte:

— Hast Du, Freund Faulpelz, Lust, Dir ein Stück Geld zu verdienen?

— Dazu, Corpo di Cristo, hat Unser Einer immer Lust, erwiderte der Lazzarone, der im Nu auf den Beinen war. Was befehlen Eccellenza?

— Weißt Du, wo Herr Barbaja wohnt?

— Der Impresario des San-Carlo-Theaters?

— Der und kein Anderer.

— Der wohnt nicht weit von hier.

— Ich bin fremd. Willst Du, Birbante, mein Führer sein?

— Mit tausend Freuden, Eccellenza.

— Nun denn, Facchino, komm, komm!

Der barfüßige Cicerone setzte sich seine Mütze stolz auf das rechte Ohr und führte den Fremden in die Toledo-Straße.

— Wie heißest Du? fragte der Fremde seinen Führer.

— Torquato ist mein Name!

— Was das Lumpenpack hier für stolze Namen hat! Der Eine heißt Romolo, der Andere Manlio. Und Dein Familien-Name?

— Den weiß ich eben so wenig, als den Namen Ew. Excellenz.

— Wie? Ihr hört hier, wie die Hunde, blos auf Vornamen?

— Und auf Spitznamen, Eccellenza, fügte der Lazzarone mit dem gutmüthigsten Lächeln hinzu. Ich z. B. höre auch auf den Zunamen „Elleboro!“

— Und woher dieser Name, Meister Nießwurz?

— Weil einer meiner Kameraden — Peperella (Pfefferkraut) genannt — einmal behauptet hat, mich nicht ansehen zu können, ohne einen unwiderstehlichen Reiz zum Niesen zu fühlen.

— Cospetto! rief der Fremde und fing herzhaft zu niesen an.

— Am Ende hat Pfefferkraut doch wohl Recht.

— Deine Mutter hat sich vielleicht an einer Schnupftabaktose versehen, sprach der Fremde und mußte noch einmal niesen.

— Wohl möglich, Excellenz; doch was kümmert das mich!

— Wie alt bist Du, Bursche?

— Wenn das Blut des heiligen Januarius wieder flüssig wird, werde ich achtzehn Jahre alt.

— Was hast Du gelernt?

— Beten und Faullenzen!

— Behagt Dir das Müssiggehen?

— Besser als alles Andere.

— Du bist mein Mann! Du gefällst mir! Wo wohnst Du?

— Ich wohne gar nicht.

— Wo aber schläfst Du?

— Auf der ersten besten Gartenbank oder Kirchentreppe.

— Und Du bist frisch und gesund?

— Wie ein Fisch im Golfe.

— Beneidenswerther Bettler! Wär' ich nicht meiner Mutter einziger Sohn, so möchte ich wahrhaftig nichts Anderes als so ein Torquato sein.

— Und wer sind denn Ew. Excellenz? Und wie heißen denn Sie?

— Seht doch, wie neugierig der Schlingel ist! Taddeo ist mein Name; ich bin Hühneraugenoperateur und Thierarzt und empfehle mich hiermit Deiner Protection. Wenn Du einmal krank wirst ...

— Dann such' ich keinen andern Quacksalber, als Ew. Excellenz auf. Ihre Wohnung, gnädiger Herr?

— Ich bin erst vor einer Stunde hier angekommen.

— Von Rom oder Florenz???

— Direct von ... Papataci ...

— Papataci? Das liegt wohl ...

— Zwischen Petersburg und Lissabon.

— Also da! sagte Elleboro mit der treuherzigsten Miene. Und gedenken Ew. Excellenz sich lang' in unserm himmlischen Neapel aufzuhalten?

— So lang' es mir gefällt.

— O dann kommen Sie nicht so bald fort von hier, denn Neapel ist des lieben Herrgotts Putzzimmer. Hier der Pausilipp, dort der Vesuv, hier der Golf und dort das schöne Capri; es giebt hunderttausend Städte, aber nur e i n Neapel in der Welt. Lieber hier verhungern, als anderswo schwelgen in Ueberfluß. O könnte ich Dich umarmen, mein Neapel, meine Wiege, meine Vaterstadt, ich würde Dich wie eine Geliebte ans Herz drücken und jubelnd ausrufen: Neapel sehen und ... sterben!

— Schlingel, ich sage Dir noch einmal, Du gefällst mir!

— Auch Ew. Excellenz gefallen mir sehr!

— Siehst Du, das freut mich.

— Sie scheinen ein so lieber guter Herr zu sein, daß ich Sie nicht mehr Excellenz, sondern schlechtweg Herr Taddeo nennen will.

— Thu' das, thu' das!

— Hier in diesem Hause, Herr Taddeo, wohnt Signor Barbaja.

— Ich danke Dir, mein lieber Freund, sagte der Fremde und kitzelte aus seiner nicht allzuvollen Börse ein Geldstück heraus, das er dem Meister Nieswurz in die Hand drücken wollte.

— Herr Taddeo, sagte der Barfuß, die Hand zurückziehend, ich kann nicht glauben, daß Sie mich kränken wollen. Einen kleinen Dienst, den uns „ein lieber Freund" erweist, muß man nicht bezahlen wollen. Behalten Sie Ihr Geld, heute brauche ich keins.

— Du bist ein braver Kerl!

— Ja, das bin ich! Und wen ich einmal so lieb habe, wie Sie, der kann mit mir anfangen, was er will. Wie ein Pudel schwimme ich auf seinen Wink durchs Wasser, wie ein Salamander renne ich auf sein Geheiß durchs Feuer, und kann

ich „meinem lieben Freunde“ — er betonte diese Worte mit wahrhaft rührendem Ausdruck — damit einen Gefallen erweisen, so stürze ich mich für ihn in den feuerspeienden Rachen des Vesuvs.

— Wo aber, Du treue, ehrliche Haut, treffe ich Dich, wenn ich Deiner wieder bedarf?

— Mein Hauptquartier ist der Kai Santa Lucia; auf dem Platze, auf dem ich vorhin in den Strahlen der jungen Morgensonne lag, um etwas Warmes zu genießen.

— Du hast also noch nicht gefrühstückt?

— Gefrühstückt? Unser Einer kennt dies Wort nur vom Hörensagen.

— Grauenvolles Dasein! Wie kann man leben, ohne zu frühstücken!

— Alles ist Gewohnheit im Leben. Zuletzt, Signor Taddeo, gewöhnt man sich auch ans Hungern.

— Armer Nieswurz!

— Ich bitte, bedauern Sie mich nicht; in unserm reichen, prächtigen Neapel giebt es noch viel ärmere Teufel, als ich einer bin. Ich habe für Keinen zu sorgen.

— Du hast weder Weib noch Kind?

— Ich steh' allein in der Welt.

— Auch keine Geliebte?

— Ach ja, Herr Taddeo. Francilla aber ...

— Ei so sprich doch!

— Will mir nicht sagen, ob auch sie mich liebt.

— Francilla? Wer ist denn die Grausame?

— Ein Blumenmädchen auf der Chiaja, ärmer als eine Kirchenmaus, aber noch zehnmal schöner als die heilige Mutter Gottes.

— Die Du nie gesehen hast. Tröste Dich, armer Freund! Auch Dein Taddeo ist verliebt ...

— In wen?

— In alle Frauen, in jedes hübsche Mädchen, das mir begegnet; ich möchte nicht eine, sondern alle haben.

— Herr Taddeo ist wohl ein Türke?

— Ja, alter Chinese! Doch genug für heut'! Leb' wohl, auf Wiedersehen, junger Freund, sagte der Fremde, drückte dem Lazzarone die sonnverbrannte Hand und ging ins Haus hinein.

Elleboro zog seine Mütze, sah ihm bis zum Augenblicke nach, in dem Jener die ersten Stufen der

Treppe erstieg, blieb dann, wie in einen Traum versunken, ein Weilchen stehen, erwachte aus seinem Hinbrüten, warf seine Mütze in die Luft und schrie:

— Gleichviel ob er Christ oder Jude, Türke oder Heide, arm oder reich, Quacksalber oder sonst was ist; er lebe! evivà il mio amico Signor Taddeo!

Und dann rannte er nach seinem Hauptquartier zurück.

3.

Das Haus, bis zu dessen Eingang wir den Fremden so eben begleitet haben, war ein palastähnliches Gebäude, dessen großartiges Aeußere vollkommen dem Innern entsprach, in dem sich von der Treppe bis zum Dache ein morgenländischer Luxus, eine sardanapalische Pracht entfaltete. Auf beiden Seiten der breiten, mit kostbaren Teppichen überkleideten Marmorstufen prangten blühende Myrthen und Oleander, Magnolien und Orangenbäume in großen Kübeln von Buchsbaumholz. — Auf dem geräumigen Vorsaale, der sein Licht durch drei buntfarbige

Fenster erhielt, die auf den Hofraum hinaussahen, standen in drei Nischen, mit Epheu decorirt, drei wunderschöne Grazien, hervorgegangen aus der Werkstatt eines der berühmtesten Bildhauer Mailands. In der einfachen Antichambre zeigte sich auf einem Piedestal in der Nische zwischen den beiden Fenstern eine Bildsäule von carrarischem Marmor, die Göttin des Schweigens, mit schalkhaft lächelnder Miene die linke Hand auf den Mund und die rechte aufs Herz gelegt. Außer einer Reihe niedriger, mit dunkelrothem Utrechter Sammet überzogenen Ottomanen, deren schwellende Polster zum Sitzen einluden, sah man hier nichts als einen breiten, von Marmor eingefaßten venetianischen Wandspiegel, welcher, der Thür gegenüber, die ins Empfangzimmer führte, vom getäfelten Fußboden bis zur gewölbten, mit mythologischen Bildern übermalten Decke hinaufreichte, in deren Mitte ein etwas altmodischer, schwervergoldeter, echt crystallener Kronleuchter hing, dessen blendendes Prisma ein reiches Farbenspiel entfaltete. — Wir könnten hundert Seiten füllen, wollten wir versuchen, die Pracht der innern Gemächer, des Salons, des Speisesaales,

des Billardzimmers, der Bibliothek, der Bildergallerie, der Rüstkammer, des Arbeitskabinets, des Schlafgemachs und der mit Muscheln garnirten Badegrotte zu schildern. Es genüge, wenn wir sagen, daß die ganze Einrichtung mehr als fürstlich war.

Hier, in diesen prachtgeschmückten Prunkgemächern, hauste Signor Domenico Barbaja, der Impresario eines der schönsten und großartigsten Schauspielhäuser der ganzen Welt, der Unternehmer und Leiter des San-Carlo-Theaters, ein Mann, der sich aus der untersten Volkshefe bis zur schwindelnden Höhe eines Millionärs hinaufgearbeitet hatte, ursprünglich Aufwärter in einem Kaffeehause zu Mailand, dann nach und nach Pferdehändler, Armeelieferant, Kuppler, Spion, Pachter der öffentlichen Spielbank und endlich Director und unumschränkter Gebieter der großen Oper Neapels geworden war.

Barbaja, damals ein Mann in den besten Jahren, war ein kostbarer Typus, eine drastische Lustspielfigur, ein ins Italienische übersetzter Falstaff, ein unförmlich dicker, ungemein häßlicher Kauz mit kleinen, pechschwarzen Marderaugen, überdacht von

buschigen Brauen, die wie ein Paar Circumflexe aussahen, mit corpulenter, warzenbesäter Kürbisnase, mit langen breiten Ohren, die selbst einem Midas keine Schande gemacht hätten, mit dicken Hängebacken und noch dickerem Hängebauch, mit kurzen Dachsbeinen und breiten Elephantenfüßen. Ueberdem, rücksichtlich seiner geistigen Eigenschaften, ein Patron, der nicht die geringste Schulbildung besaß, Lesen und Schreiben, wovon ihm das Eine eben so fremd als das Andere war, für überflüssigen Luxus hielt, sich aber desto besser aufs Rechnen, aufs Speculiren und Combiniren verstand, und trotzdem, daß alle Welt ihn für „blitzdumm" hielt, schlau und pfiffig, ja sogar verschmitzt war und früher als jeder Andere wußte, woher der Wind blies. Dabei ein Charakter voller Widersprüche: oft geizig und knauserig bis zur Gemeinheit und dann wieder großmüthig bis zur Uebertreibung, jetzt auffahrend und jähzornig und dann gleich wieder besänftigt, versöhnt, gut machend; bei dem Allen aber immer und ewig grob, ja sogar sehr grob, ungeheuer grob.

— Grobheit, sagte er einst zu einem seiner Vertrauten, ist die erste Sprosse zur Leiter des Glücks,

der Schlüssel zu allen Thoren und Thüren des Lebens. Eine einzige Grobheit macht oft mehr Effect als hundert feine Redensarten und tausend Schmeicheleien. Ein grober Flegel kommt immer weiter als ein artiger Mann!

Außerdem war dieser ausgezeichnete Grobian ein Freund plumper Späße, roher Scherze und kolossal schlechter Witze. Im Laufe unserer Erzählung werden wir uns dann und wann genöthigt sehen, einige davon erzählen zu müssen.

Zu allen Mitgliedern seines Theaters, von der ersten Sängerin, die — wie dies fast bei jedem Impresario der Fall ist — seine Favorite war, bis herab zu den Choristinnen und Figurantinnen, welche die Bevölkerung seines Harems bildeten, zu Allen sagte er Du und hing — was der gemeine Italiener sehr zu lieben pflegt — Jeder derselben einen Spitznamen und — sonderbar genug — einen Spitznamen aus der Vögelklasse an. Die Eine hieß der „dicke Wiedehopf", eine Andere die „schielende Elster", eine Dritte der „rothhaarige Puter"' eine Vierte der „schwarze Kakadu", eine Fünfte die „lahme Rohrdommel". Alle weiblichen Mitglieder zu=

sammen nannte er seinen „Hühnerhof“, die männlichen in Pausch und Bogen seine „Menagerie“. Den ersten Tenor, der sehr häufig heiser wurde, hieß er das „Elenthier“, den zweiten Tenor, der beim Singen sonderbare Grimassen schnitt, den „Maulwurf“, den ersten Baß, der auf seine Stimme sehr stolz war und immer mehr Gage verlangte, das „Nilpferd“, den etwas schwerfälligen Baßbuffo das „Trampelthier“, den Tenor-Buffo, der das ganze Jahr hindurch gestreifte Sommerhosen trug, das „Zebra“, den armen Souffleur einen „Hamster“, den Decorationsmaler, der sich einen starken Bart wachsen ließ, den „Waldteufel“; den unglücklichen Abbate, seinen Textbuch-Lieferanten, der ihm für 60 bis 80 Francs ein dreiactiges „Libretto“ zusammenleimen mußte, nannte er wegen des Moschus, womit er sich zu parfümiren pflegte, nie anders als seine „Zibetkatze“. Selbst Ballet- und Kapellmeister schonte er nicht; auch sie hatten ihre Spitznamen: den Einen nannte er wegen der großen Sprünge, die er machte, den „lahmen Jaguar“, den Andern wegen seiner unförmlichen Gestalt den „Waschbären“.

Obgleich der Prinzipal dieser zweibeinigen „Menagerie“ von der Musik nicht mehr als ein Elephant von der Tanzkunst verstand, besaß er doch einen so richtigen Naturtact und einen durch vieles Hören so gut geläuterten Geschmack, daß sein Urtheil fast immer wahr und treffend ausfiel.

Mit Gott und aller Welt, mit Ministern und Gesandten, ja selbst mit König Ferdinand I. und seiner neuen Geliebten, der Herzogin von Floridia, stand er auf vertrautem Fuße; dünkte sich doch auch er ein unumschränkter Souverain, der seinen Leuten Gesetze, wenn auch nicht vorschreiben — denn das vermochte er nicht — wenigstens drucken lassen, den Einen anstellen, den Andern entlassen, heute bestrafen und morgen begnadigen konnte. Signor Domenico Barbaja, von Gottes Gnaden Impresario der großen Oper, führte sein Theaterscepter mit so despotischer Gewalt, daß das „Trampelthier“ seiner „Menagerie“ ihn nie anders als den „Sultan von San Carlo“ hieß.

Es war ein Schauspiel eigenthümlicher Art, diesen „Sultan“ bei der ersten Aufführung einer neuen

Oper in seiner reich decorirten Loge, der des Königs gegenüber, sitzen und, wie Polykrates „von seines Schlosses Zinnen auf das beherrschte Samos", auf die von ihm durch Contract gezähmte „Menagerie" herabblicken zu sehen. Sang die Primadonna, die, wie bereits erwähnt, seine Maitresse war, zu seiner Zufriedenheit, so war er der Erste, der ganz ungenirt so lange brava! brava! brava! rief und nicht eher zu applaudiren aufhörte, bis auch das starrköpfige Publikum zu klatschen anfing. Wenn aber das Parterre — oft nur ihm zum Trotze — zu Beifallsbezeugungen nicht aufgelegt war, kehrte er ihm den Rücken zu und schimpfte — nicht selten so laut, daß die Nachbarloge es hören konnte — Can' di Dio, Ihr wollt nicht applaudiren? Gut, dann laßt es bleiben! Wozu, Ihr Faulpelze, hat Euch der Schöpfer zwei Hände gegeben? Zum Applaudiren! Und Ihr Lumpe legt Eure Hände ruhig in den Schoos und rührt und rappelt Euch nicht? Ihr verdient gar keine gute Sängerin, denn Ihr seid Dummköpfe und habt keine Ahnung von dem, was gut, was schön ist. Hol' Dich der Teufel, undankbares Parterre, einfältiges Logen-Gesindel. — Ja selbst

mit dem Könige wagte er zu grollen; wenn Seine Majestät, den er den „gekrönten Lazzarone" hieß, versäumt hätte, zu rechter Zeit das Zeichen zum Applaus zu geben, zuckte er mitleidig mit der Achsel und sagte zu sich: „der versteht auch nicht mehr von Musik und Gesang, als mein Seidenaffe von Faro und Landsknecht! Auch Du, Ferdinand I., mit sammt Deiner Herzogin von Floridia, kannst mir gestohlen werden! — Hatte ein Sänger schlecht gesungen oder auch nur e i n M a l detonirt, so war der Sultan — das muß man seiner Unparteilichkeit zum Ruhme nachsagen — wiederum der Erste, der zu pfeifen und zu zischen anfing. Und sobald der Vorhang gefallen war, rannte er auf die Bühne, suchte den Unglücklichen und sagte zu ihm: „Höre, Zebra, heute hast Du wieder wie ein Schwein gegrunzt. Wenn ich Du wäre, ich würde mich selber mit faulen Aepfeln werfen. Geh', geh', ich mag nichts von Dir hören!" Hatte ein Sänger, umgekehrt, seine Sache gut gemacht, dann umarmte er ihn und sprach: Heute hast Du wieder wie ein junger Gott gesungen. Die Weiber sind entzückt von Dir. Lasse Dir morgen auf meine Kosten fünfzig Stück Austern holen

und leere eine Flasche Sect auf die Gesundheit Deines Freundes Barbaja. — Wenn manche seiner Mitglieder, die das Glück hatten, Lieblinge des Publikums zu sein, ernstlich krank waren, pflegte sie der Grobian mit einer Treue und Sorgfalt, mit denen ein Vater sein einziges Kind pflegt. Er brachte ganze Stunden an ihrem Bette zu und leerte, um sie aufzuheitern, die ganze Sparbüchse seiner Zoten und Anecdoten.

Außerdem hatte Signor Barbaja keine einzige Tugend, aber hundert kleine Laster. Er war ein unersättlicher Vielfraß, ein neu aufgelegter Gargantua, über dessen Gefräßigkeit selbst Meister Rabelais erstaunt die Hände über den Bauch zusammengeschlagen und ausgerufen hätte: ecce stomachus ineptissimus! Eben so groß war er als Trinker. Außerdem aber liebte er nichts auf der Welt, als Spiel und Weiber.

Dieser Mann, den wir so treu als möglich zu portraitiren versucht, dehnte sich eben auf einem gepolsterten Lehnstuhle, als sein Diener eintrat.

— Gnädiger Herr, ein Fremder wünscht Sie zu sprechen.

— Sein Name?

— Joachim Rossini.

— Ah, laß ihn alsogleich eintreten.

4.

— Willkommen, herzlich willkommen, Maestro, sagte der Sultan, dem Eintretenden überaus freundlich entgegeneilend und ihm beide Hände reichend. Sie haben doch meinen letzten Brief erhalten?

— Nein! antwortete Meister Rossini sehr trocken.

— Wie? Sie hätten den Brief, den ich Ihnen nach Bologna geschrieben, wirklich nicht erhalten?

— Nach Bologna? Soeben komme ich direct von Mailand.

— Nun gut, daß Sie hier sind! Ich bin entzückt, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ihr Ruf ist seit Kurzem auch nach Neapel gedrungen. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, viel Schönes über Sie gelesen.

— Wirklich??? fragte der junge Componist, dem bekannt war, daß Barbaja nicht lesen konnte, mit ungläubiger Ironie.

— Und weßhalb wundert Sie das so sehr?

— Ich habe mir sagen lassen, Sie läsen keine Zeitungen ...

— Ganz recht. Und wissen Sie auch weßhalb? Weil ich nur selten Zeit dazu habe. Doch um zur Hauptsache zu kommen: ich engagire Sie auf der Stelle ...

— Doch unter welchen Bedingungen? fragte Signor Gioachimo noch immer sehr kalt.

— Unter den glänzendsten, die Sie sich wünschen können. Ich biete Ihnen eine freie Wohnung — den ganzen zweiten Stock — hier in meinem Hause an ...

— Ferner?

— Biete ich Ihnen für sich und Ihre Freunde ein für allemal einen freien Platz an meiner Tafel an. Sie werden gehört haben, daß ich den besten Koch und den feinsten Keller habe ...

— Ferner?

— Steht Ihnen Tag und Nacht eine meiner besten Equipagen und eines meiner schönsten Reitpferde zu Diensten ...

— V o r l ä u f i g angenommen; aber die Hauptsache?

— Einstweilen biete ich Ihnen ein jährliches Gehalt von sechstausend Francs.

— Signor Barbaja, sagte Rossini und that, als ob er seinen Rückzug antreten wolle.

— Das scheint Ihnen also zu wenig? Gut, ich gebe Ihnen achttausend Francs.

— Auch für diese Gage ist es mir nicht möglich...

— Sind Sie mit zehntausend zufrieden?

— Auch dafür kann ich nicht bleiben.

— Also zwölftausend Francs, aber keinen Sou mehr, denn so viel habe ich, auf Ehre! noch keinem einzigen meiner Kapellmeister gezahlt.

— Das glaube ich gern, doch kann ich Ihnen Briefe zeigen, daß der Impresario des Fenice-Theaters in Venedig...

— Ihnen mehr bietet. Nun gut, damit Sie sehen, daß ich nicht geizig bin, will ich Ihnen außer den zwölftausend Francs fixen Gehaltes noch eine hübsche Gratification zusichern. Es wird Ihnen bekannt sein, daß ich Pachter der öffentlichen Spielbank bin.

— Ein Geschäft, bei dem Signor Barbaja, wie ich gehört habe, jährlich achtzig bis hunderttausend Francs gewinnt.

— Verläumdung, junger Freund, nichts als Verläumdung; es bleibt mir kaum die Hälfte; doch um Ihnen einen Beweis meiner Generosität zu geben, will ich Ihnen einen Antheil an meinem Gewinne überlassen.

— Und diesen Antheil garantiren mit wieviel?

— Mit funfzehnhundert Francs.

— Das scheint mir denn doch gar zu wenig ...

— Also mit zweitausend Francs.

— Damit Sie sehen, daß auch ich nicht geizig bin, will ich diese Bedingungen annehmen.

— Auf wie lange?

— Auf ein Jahr vorläufig ...

— Und wann wollen Sie die scrittura unterzeichnen?

— Meinetwegen jetzt gleich.

— In zwei Stunden soll der Contract in Ihren Händen sein.

— Abgemacht! sagte Rossini und reichte ihm seine Hand.

In demselben Augenblick trat unangemeldet eine ziemlich junge, äußerst interessante Dame ein. Ihr olivenfarbiger Teint, die südliche Gluth ihrer

großen, schwarzen Augen, die, wie Feuerräder, zündende Funken sprühten, verriethen gleich auf den ersten Blick die Spanierin, die jenes Alter erreicht hatte, in welchem eine iberische Schönheit, zwar schon überreif, aber eben darum weit entwickelter und saftiger als die frühreife Frucht, auf den Geschmack der Männer, und namentlich auf deren Sinnlichkeit, einen ganz verführerischen Zauber, einen fast unwiderstehlichen Reiz ausübt. Sie war eine jener „Frauen von dreißig Jahren", deren ganzes Wesen, deren Licht- und Schattenseiten nur Balzac's Meisterpinsel so treu zu malen weiß, daß sie als verkörpertes Bild vor uns stehen. Glänzendschwarzes Haar rahmte eines jener bezaubernden Ovale ein, wie man sie nur auf den Heiligenbildern des Velasquez und Murillo sieht. Feuersprühende Augen, in deren schwarzen Sammet das schöne Wort „Liebe" eingestickt zu sein schien, blitzten durch das Gitter ihrer langen Wimpern, die wie leise Schatten sich auf der Sonnenuhr ihres Antlitzes abzeichneten. Ihr Mund, nicht zu groß und nicht zu klein, enthüllte, durch pikantes Lächeln aufgeblättert, zwei Gruppen kleiner, alabasterweißer Zähne. — Ihr

diaphaner Anzug verrieth, außer dem gebräunten Nacken und den vollen Schultern, einen üppigen Busen und schwellende Körperformen. So sah damals Mademoiselle Isabelle Angélique Colbrand (geboren 1785 zu Madrid), die Primadonna des San-Carlo-Theaters, die Favorite-Sultanin des Signor Mustapha-Barbaja, aus, ein Weib, das ihm, beiläufig erwähnt, zehnmal mehr als dem Könige von Neapel die Herzogin von Floridia gekostet hat.

— Störe ich? fragte Mademoiselle Angélique.

— Nicht im Geringsten. Hier, Maestro, stelle ich Ihnen meine „schwarze Nachtigall" Signora Colbrand vor; hier, Schatz Gottes, präsentire ich Dir den berühmten Componisten des „Tankred".

— Ah, Herr Rossini, hauchte die Sängerin mit dem einschmeichelndsten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote stand. Seit wann in Neapel?

— Seit zwei Stunden, Signora, erwiderte der Maestro mit der ihm schon damals eigenthümlichen Ruhe und Gleichgiltigkeit.

— Und seit fünf Minuten, fügte Barbaja mit komischer Grandezza hinzu, von uns für San-Carlo gewonnen.

— Charmant! charmant! flötete Signora Colbrand und klatschte mit ihren feinbehandschuhten Händen dem Impresario Beifall zu. Maestro wird für uns, hoffentlich recht bald, etwas Neues componiren?

— Melodien genug, aber keinen Text.

— O wenn's nur daran liegt, sagte der „Sultan“. Ich schaffe Ihnen ein Libretto.

— Bis wann?

— Bis in längstens zweimal vierundzwanzig Stunden, so wahr ich Barbaja heiße und nie etwas verspreche, was ich nicht zu halten vermag. Ich werde augenblicklich meinen moschusduftenden Theaterdichter, meine Zibetkatze, rufen lassen und ihr — bei meiner höchsten Ungnade — den Auftrag ertheilen, Ihnen bis spätestens übermorgen um diese Zeit den Text zu lesen. Apropos, Maestro, wünschest Du einen lustigen oder einen tragischen Stoff?

— Mir durchaus gleichgiltig, betheuerte Rossini.

— Falls ich, begann Signora Colbrand, mir erlauben dürfte, in diesem Punkte ein Wörtchen mitzureden, so möchte ich Sie bitten, für mich etwas Tragisches zu schreiben.

— Ja, Maestro, thun Sie das; meine „schwarze Nachtigall“ ist seit einiger Zeit sehr zur Melancholie geneigt; ich glaube, sie ist eifersüchtig und grämt sich darüber, daß ich sie nicht ganz so heiß mehr als früher anbete.

— Schweigen Sie, Domenico! Wie oft soll ich Sie daran erinnern, daß Ihre plumpen Späße mich sehr langweilen. Sparen Sie Ihre schlechten Witze für Ihre Choristinnen. Ich, als erste Sängerin, dulde weder von Ihnen, noch von irgend einem Andern einen plebejischen Scherz.

— Sieh' nur, Maestro, wie meine Nachtigall borstig werden kann. Wenn Signora Colbrand den Koller kriegt, finde ich sie gerade am reizendsten. Einen Kuß, einen Kuß, schwarzer Engel!

— Sie sind ein alter Narr! rief sie voller Zorn.

— Ja, das bin ich, sonst hätte ich mich längst schon um eine andere Primadonna umsehen müssen.

— Was sagen Sie zu diesem Grobian? fragte Angélique mit erzwungenem Lächeln.

— Signor Barbaja hat es nicht ernst gemeint, begütigte Rossini.

— Gieb Dich zufrieden, Colbrand, das war

allerdings nur ein Scherz. Ich wäre ein kolossaler Esel, wollte ich nicht einsehen, daß Du die Perle aller Frauen, die Krone aller Sängerinnen bist. Wann also, fragte er den Maestro, ziehen Sie zu mir?

— Vielleicht noch heute.

— Und wann machen Sie sich an die neue Oper?

— Sobald ich den Text habe.

— Und bis wann denken Sie damit fertig zu werden?

— Vielleicht in drei Monaten, vielleicht auch schon in vierzehn Tagen.

— Je schneller, desto besser. Sieh', Kerlchen, wenn Du mir in vierzehn Tagen eine neue Oper lieferst, dann bin ich im Stande ...

— Was denn? fragte Joachim mit schlauem Lächeln.

— Dich zu umarmen ...

— Sonst nichts?

— Und Dich königlich zu belohnen. O Du kennst mich noch nicht! Ich habe Augenblicke, wo ich sehr generös bin. Nicht wahr, Colbrand? Die weiß das am besten. Erst vor acht Tagen habe ich

ihr einen neuen Cashemir für zweitausend Francs geschenkt und heute — sagte der Sultan und holte aus einer Schublade seines Bureau ein Etui von grünem Saffian hervor — heute will ich Dir, um Dich wieder gut zu machen, dieses Ding da schenken.

— Ah, rief die Sängerin, das Etui öffnend, eine Broche von Diamanten ...

— Kostet mich tausendzweihundertvierundfunfzig Francs!

— Dank, tausend Dank, mein lieber Domenico, flötete die Colbrand, umhalste das Ungeheuer und gab ihm einen Kuß.

— Erlauben Sie, daß ich mich nun empfehle, sagte Rossini, der keine Lust zu haben schien, unnützer Zeuge dieser zärtlichen Liebkosungen zu sein.

— Ich wohne dicht am Theater. Wann besuchen Sie mich, Maestro?

— Vielleicht recht bald.

— Nun denn, auf Wiedersehen, Signor Rossini, sagte die Primadonna, ihm mit zärtlichem Blick ihre Hand reichend.

Der Maestro ging. Die Colbrand aber blieb beim Sultan.

5.

Noch an demselben Abend verließ der Maestro den Gasthof, in den er Morgens eingekehrt war, und bezog seine neue Wohnung im Hause des Impresario.

Da Herr Rossini der Held dieser kleinen Novelle ist, so halten wir uns verpflichtet, unsere Leser mit diesem in jeder Beziehung eben so genialen als interessanten Künstler näher bekannt und mit allen Eigenschaften desselben vertraut zu machen, in der Hoffnung, daß sie ihn bald sehr lieb gewinnen werden.

Wie einst sieben Städte des alten Griechenlands um die Ehre gestritten, Homer's Geburtsort zu sein, also machen sich noch heute drei Städte des Kirchenstaates, Pesaro, Lugo und Bologna, den Vorzug streitig, die Heimath Joachim Rossini's zu sein. Es hat damit folgende Bewandniß: der berühmte Tondichter hat im Jahre 1792 zu Pesaro — einem äußerst anmuthigen Städtchen am adriatischen Meere — das Licht der Welt begrüßt und von seinem Geburtsorte später den Namen „cigno pesarese“

(Schwan von Pesaro) erhalten; seine Aeltern aber stammen aus Lugo, wo Rossini noch jetzt sein väterliches Haus besitzt und erst vor vier Jahren (1843) zu der hohen Würde eines Gemeinderaths emporgehoben wurde. Bologna endlich ist die Stadt, in der er den ersten musikalischen Unterricht erhielt.

Von Rossini's Vorfahren haben sich nur zwei einen Namen in der Geschichte erworben: Fabricio Rossini, der, im Jahre 1570 Gouverneur von Ravenna, als Abgeordneter seiner Vaterstadt an den Hof Alphons II., Herzogs von Ferrara, abgeschickt worden war, und Pietro Rossini, der, gleichfalls aus Pesaro gebürtig, im Jahr 1700 unter dem Titel „il Mercurio errante delle Grandezze di Roma"[1]) einen Wegweiser für die fremden Besucher der heiligen Stadt herausgegeben hatte.

Joachim's Vater, Giuseppe Rossini, ein höchst mittelmäßiger Waldhornist, gehörte jenen blutarmen Teufeln an, die, um ihr armseliges Leben zu fristen,

---

[1]) Die zweite Auflage dieses Buches — eine dritte erschien zu Rom im Jahre 1715 — ist dem Cardinal Bischof von Passau, Grafen Philipp von Lamberg, gewidmet.

mit einem Instrumente auf dem Buckel und einem weiblichen Gefährten an der Hand, in der Romagna von einem Jahrmarkte zum andern ziehen und gottvergnügt sind, wenn sie täglich auch nur soviel verdienen, um ihren Hunger befriedigen und ihre Schlafstelle bezahlen zu können. Sinigaglia, Fermo und Forli waren die Schauplätze der waldhornistischen Virtuosität dieses armen Teufels.

Joachim's Mutter, Anna Guidarini, war in ihrer Jugend eine der schönsten Frauen der ganzen Romagna und nebenbei eine leidliche Choristin, die es mit der Zeit auch zu der Höhe einer zweiten Sängerin hätte bringen können, wäre sie nicht so unverzeihlich schwach gewesen, sich ins Waldhorn zu verlieben und dessen Frau zu werden.

Beide — gleich arm — zogen nun von Stadt zu Stadt, von einer Truppe zur andern, um heute hier und morgen dort ihr Glück zu versuchen. Während das Waldhorn im Orchester blies, sang sein junges, bildhübsches Weibchen in einer Bretterbude, auf einer improvisirten Bühne, und verdiente sich wenigstens so viel, daß sie sich in Lugo, wo Alles spottwohlfeil ist, ein winzigkleines Häuschen kaufen,

ihr Waldhorn ernähren und ihren Buben — das einzige Kind — so gut als möglich erziehen konnte.

Auch in der Ehe schien sich das italienische Sprüchwort „La scheggia ritrae del ceppo", sinnverwandt mit dem deutschen „Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt", vollkommen zu bestätigen, denn der kleine Joachim — das Ebenbild seiner reizendschönen Mutter — war einer der nettesten Bursche im ganzen Kirchenstaate und schon darum der Augapfel, das Herzblatt, der Stolz und die Freude seiner Frau Mama.

Etwas älter als sieben Jahre brachten Vater und Mutter den „kleinen Adonis" — so nannten sie ihn — nach Bologna, wo er fünf Jahre später (1804) beim Doctor Angelo T e s e i den ersten Unterricht in der Musik erhielt. In ganz kurzer Zeit hatte der aufgeweckte Bursche schon so viel vom Gesang wegbekommen, daß er als Chorknabe in den Kirchen mitsingen und sich damit wöchentlich ein Paar Paoli Taschengeld verdienen konnte. Sein frisches, munteres Wesen, seine Lebhaftigkeit und seine possirlichen Manieren, vor Allem aber seine jugendlich frische Sopranstimme, machten ihn bald so beliebt, daß die

geistlichen Herren, wie man zu sagen pflegt, in ihm einen kleinen Narren gefressen hatten.

— Wenn mich nicht Alles trügt, sagte an einem schönen Palmsonntag des Jahres 1805 einer dieser hochwürdigen Herren, so wird aus diesem kleinen Schlingel — Eurem schwarzäugigen Jungen da — einmal ein großer Sänger.

— Ach, hochwürdiger Herr, schluchzte die Mutter, mit Freudenthränen im Auge ihrem Söhnchen die Nase wischend, er ist aber auch mein Alles!

— Das kann ich Ihr nicht verdenken, gute Frau. Der da oben schenkt nicht jeder Mutter einen so schmucken Affen wie diesen da!

— Selber Affe! schrie der Kleine.

— Gioachimo! drohte die Mutter, die vor Schreck ganz blaß geworden war.

— Warum schimpft der Herr? Das schickt sich nicht! sagte der Junge, mit dem Fuße stampfend.

— Laßt Ihn, gute Frau, die Naivetät dieses kleinen Wildfangs gefällt mir. Ich sag' Euch noch einmal: aus diesem Burschen wird einst ein Mann.

Und diese Weissagung des Hochwürdigen schien früh genug in Erfüllung zu gehen, denn zwei Jahre später konnte der Knabe schon das schwerste Musikstück vom Blatte singen und sich auf dem Klaviere mit so vieler Fertigkeit accompagniren, daß der Lehrer, erstaunt über die riesigen Fortschritte seines Schülers, sich heimlich gestehen mußte:

— Der bringt es in der Musik weiter als Du! Es ist nun Zeit, daß man den Patron ins Lyceum schickt.

Am 20. März 1807 wurde er als Schüler des Lyceums aufgenommen, wo Pater Stanislao Mattei, ein tüchtiger Contrapunctist, sein Lehrer im Generalbaß war. Hier, unter den Auspicien seines Meisters, entfaltete sich Joachim's Talent mit so bewundernswerther Schnelligkeit, daß er fünfzehn Monate später (im August 1808) sich schon stark genug fühlte, sein erstes Gesangstück, eine Cantate „il pianto d'Armonia" zu componiren, die bei der Aufführung so außerordentlich gefiel, daß die Academia degli Unanimi, die Akademie der Einträchtigen, ein musikalischer Verein, ihn einstimmig zum Director erwählte.

— So ein Genie, sagte Pater Contrapunct (also nannte der junge Wildfang den alten ehrwürdigen Mattei) kommt nicht jedes Jahr zur Welt.

— Sie haben, mein werther College, erwiderte Doctor Tesei, in doppelter Hinsicht Recht. Joachim ist nämlich am 29. Februar geboren, ein Tag, der bekanntlich in vier Jahren nur ein Mal wiederkehrt.

— Sie sollen sehen, Doctor, der Junge wächst uns Allen über den Kopf und wird ein ganz bedeutender Componist.

— Pater Mattei ist ja sein Lehrer gewesen!

— Sie, Doctor, haben den ersten Grund gelegt; auch Sie haben zu seiner musikalischen Bildung redlich das Ihrige beigetragen.

— So ist es, Pater Mattei, ich glaube, wir dürfen Beide stolz auf unsern Schüler sein, sprach der Doctor.

Und wahrlich, sie hatten ein Recht dazu!

Im Frühling des Jahres 1809 componirte Meister Joachim seine erste Oper: „Demetrio e Poli-

bio" [1]), die jedoch erst drei Jahre später von der Truppe Mombelli zu Rom, im Teatro della Valle, aufgeführt wurde. Die Fülle der anmuthigen Melodien, in denen sich eine sonnige, frühlingfrische, herzerquickende Heiterkeit abspiegelte, verschafften ihm, schon vor der Aufführung, einen großen Anhang und die gute Meinung: es sei ein neuer Cimarosa in ihm auferstanden. Vor Allem waren es zwei Nummern, die, in Privatkreisen von Dilettanten gesungen, in Bologna so großes Aufsehen machten, daß sie bald von Mund zu Munde gingen. Der Liebeszauber, der die einfache Cavatine ,,pien di contento il seno" und der unbeschreibliche Reiz, der das Duett ,,puesto cor ti giura amore" durchweht, machten, besonders auf die Weiber, einen so tiefen, mächtigen Eindruck, daß die halbe Frauenwelt sich über Hals und Kopf in den blutjungen, bildhübschen Amphion verliebte.

Eine der üppigsten Schönheiten Bologna's, Signora Giuditta Perticari, die Gemahlin eines

---

1) Den Text zu dieser Oper verfaßte Signora Vigano-Mombelli, Mutter des Tenoristen Mombelli, eine Verwandte Rossini's.

sehr reichen und bornirten Advokaten, gerieth auf den glücklichen Einfall, den liebenswürdigen Hausfreund ihres Mannes den Nachstellungen ihrer Nebenbuhlerinnen zu entführen.

— Armes Kind, sagte sie zu ihm eines Abends, als er mit ihr allein war, wie sehr beklag' ich Dich!

— Mich? Warum? Weßhalb?

— Alle Weiber sind vernarrt in Dich ... Alle wollen von Dir geliebt sein. Ich bin nicht eifersüchtig, Gioachimo, und gönne dann und wann auch Andern eine Freude. Aber Deine Gesundheit, die mir so sehr am Herzen liegt, leidet darunter. Wir müssen uns schonen, junger Freund! Du mußt Dich erholen, mein Amphion, mußt Dich aus diesem Trubel herausreißen, mußt ein neues Leben anfangen, eine andere Luft einathmen ... Und dazu, süßer Freund, habe ich mir ein Plänchen ausgedacht ...

— Laß hören!

— Mein Gemahl ist, wie Du weißt ...

— Ein Schwachkopf, sagte der junge Orpheus, seinen Arm um ihre Hüfte schlingend.

— Du nimmst mir das Wort aus dem Munde.

Nun sieh', ich habe ihm so oft gesagt, daß ich Dich nur wie einen Bruder liebe, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als fest daran zu glauben; er schöpft also nicht den kleinsten Verdacht ...

— Beweis, daß er ein Ehemann ist.

— Unter dem Vorwande, Heimweh zu haben, machte ich ihm schon seit langer Zeit Vorstellungen, mich nach Venedig reisen zu lassen, um dort meine arme, alte Mutter zu besuchen. Anfangs wollte er durchaus nicht darauf eingehen; gestern endlich gelang es mir, seine Zustimmung zu erhalten. Ich kann nun reisen, wann ich will; sprich, süßer Freund, hättest Du wohl Lust, mich zu begleiten?

— Mit tausend Freuden; was aber wird Dein Gemahl, was wird die Welt dazu sagen?

— Ich frage nach dem Einen so wenig als nach der Andern. Wann also reisen wir?

— Meinetwegen schon morgen!

— Noch heute Nacht soll mein Gemahl es erfahren, daß mein Bruder so gütig sein will, mich zu begleiten.

Und der Gemahl? Was sagte er?

— Liebes Kind, reise mit Gott, Rossini und allen Heiligen, sprach der gerührte Bologneser und schloß das geliebte Weib in seine Arme.

Und schon am andern Morgen entführte Signora Perticari ihren Cicisbeo nach Venedig.

— — — — — — — — —

Die alte Marcusstadt gefiel unserm jungen Maestro dergestalt, daß er, der Gunstbezeugungen der schönen Perticari (deren Urlaub abgelaufen war) überdrüssig, auch ohne sie in Venedig zu bleiben beschloß.

Hier componirte er für das San Mosè-Theater „la Cambiale di Matrimonio", eine einactige komische Oper, die im Herbste desselben Jahres (1810) in Scene ging und mithin die erste Oper war, welche von ihm zur Aufführung kam. Sie gefiel so sehr, daß er der Abgott des Publikums und seine Musik das Gemeingut aller Gondolieri wurde.

Die Erinnerung an Giuditta, deren Schönheit durch die Entfernung einen neuen Nimbus gewonnen hatte, trieb ihn im nächsten Frühjahre nach Bologna zurück.

Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt.

— Rossini ist wieder hier! flüsterten sich die verliebten Weiber mit sichtbarer Freude, die armen Ehemänner aber mit sichtbarem Schreck ins Ohr.

Nachdem er im Herbste desselben Jahres seine neue Oper „Equivoco stravagante“ auf dem Teatro del Corso hatte aufführen lassen, kehrte er, einer schönen Sängerin zu Liebe, nach Venedig zurück, wo er zum nächsten Carneval für das San Mosè-Theater eine einactige Farce „l'inganno felice“ schrieb, eine Musik, aus der, wie einer der Biographen Rossini's sehr richtig bemerkt, ein geübtes Ohr ohne Mühe die Grundgedanken von fünfzehn oder zwanzig reizendschönen Melodien, die später das Glück seiner Hauptwerke gemacht haben, heraushören kann.

Für diese Oper, die so außerordentlich gefiel, daß sie während des Carnevals gegen fünfzigmal wiederholt worden war, hatte der arme Maestro kaum armselige hundert Zecchinen, aber desto mehr Gunstbezeugungen von hübschen Frauen erhalten, die, berauscht vom Zauber seiner Musik, sich ihn gegenseitig abspenstig machten. Und als sich endlich auch die Fürstin B..., eine der ersten Schönheiten der ganzen

Lombardei, in ihn sterblich verliebt hatte, war Meister Joachim's Ruf, nicht blos als Componist, sondern auch als schöner Mann fest begründet.

Bald darauf folgte er einem Rufe nach Mailand, wo er (1812) für die Scala — eines der ersten Theater von ganz Italien — die komische Oper „la pietra di paragone" (Prüfstein) schrieb.

Der Jubel, womit das Mailänder Publikum diese Oper — das Hauptwerk Rossini's in der Gattung der Buffa — aufgenommen hatte, war so groß, daß man aus allen Städten, zehn Stunden im Umkreise, Neugierige herbeiströmen sah, die den Maestro sehen und seinen „Prüfstein" hören wollten. Die Frauen, die Alles lieben, was Aufsehen erregt, waren „rein toll". Ganz Mailand schwärmte für „den Schwan von Pesaro", für den „Orpheus von Bologna", für den „Dio della musica."

— Man muß das Eisen schmieden, so lang' es warm ist, dachte sich Meister Joachim und ließ diesen glühendwarmen Enthusiasmus nicht unbenutzt vorüberziehen.

— Dieser Rossini, sagte ein auf dessen Glück bei den Frauen nicht wenig neidischer Journalist, der sich

im „Prüfstein“ in der Rolle des eiteln, prahlhansigen, dummdreisten Marforio getroffen glaubte, dieser Rossini hat mehr Glück als Verstand. Seine Musik, schrieb er in seinem Blatte, ist ganz passable, Clarissen's Cavatine „Ecco pietosa“ ist ganz nett; doch haben wir schon hundertmal Besseres gehört; der kecke Joachim ist noch lange kein Paisiello, Cimarosa oder Paer. Eine einzige Nummer aus Zingarelli's „Romeo et Giulietta“, die göttliche Arie „Ombra adorata“, ist mir tausendmal lieber als der ganze musikalische Schnickschnack dieses viel zu sehr überschätzten Maestro Rossini.

Wir erwähnen dies, um alle Künstler daran zu erinnern, daß jedes großartige Genie, welches sich neue Bahnen bricht, gefaßt sein muß, überall auf blassen Neid und schmutzigen Spott zu stoßen. Der große Gluck, der unsterbliche Schöpfer der „Armida“, „Alceste“ und „Iphigenia“, wurde bei seinen Lebzeiten von einem schwarzgalligen Kritiker in Frankreich blos der „Heuler“ (l'hurleur) genannt; Beweis, daß es zu allen Zeiten eine Gattung frecher Spötter gab, die durch Besudelung eines berühmten Namens sich selbst berühmt zu machen glaubten; Beweis, daß

die Nachkommenschaft jenes gallsüchtigen Zoilus, der selbst Homer's Gesänge in den Staub zu ziehen gewagt, niemals ausstirbt [1]).

Rossini aber, klug genug, sich durch diese groben Anfeindungen, ebensowenig als der Mond in der Fabel durch das Schimpfen des klaffenden Mopses, einschüchtern zu lassen, wandelte unbekümmert auf der Bahn fort, die sein Genius ihm vorgezeichnet hatte, und sagte zu einem jener sogenannten „guten Freunde", die ihm brühwarm jeden neuen Tadel überbrachten:

— Ich bin gegen Lob und Tadel bereits dergestalt abgestumpft, daß Letzterer mich bald eben so kalt als Ersteres lassen wird. Laß die Zeitungsschreiber schimpfen, so viel als ihnen gefällt. Giebt es doch Käuze darunter, deren Tadel für einen Mann von Talent, welcher zu stolz ist, ihre Protection erkaufen oder gar erbetteln zu wollen, ehrenvoller als ihr feiles, verdächtiges, anrüchiges Lob ist. Die Zeitgenossen sind, mehr oder weniger, stets unge-

---

1) Wem fällt dabei nicht Spontini und das große L. R. ein?

recht; nur die Nachwelt richtet den Künstler sonder Haß und sonder Liebe. Laß sie also bellen, die Möpse, und erweise mir die Freundschaft, mir nichts von Allem, was Du über mich gelesen hast, so geschäftig wie bisher, zuzutragen; sonst, bester Freund, zeigt Dir Joachim die Thür und sagt: Allez-vous-en!

Nachdem Rossini für San Mosè noch zwei kleine Farcen: „l'occasione fa il ladro" und „il figlio per azzardo" geschrieben hatte, componirte er für das Theater della Fenice die erste tragische Oper „Tancredi"[1]).

Der Enthusiasmus, den diese „Opera seria" in Venedig erregte, hatte einen wahrhaft fanatischen Charakter angenommen. Hören wir, wie Herr von Beyle[2]), ein Augen- und Ohrenzeuge des Rossini'schen Triumphes, sich darüber vernehmen läßt:

„Selbst die Ankunft des Kaisers Napoleon war nicht im Stande, Venedigs Aufmerksamkeit vom

---

1) Das Libretto, eine freie Bearbeitung des Voltaire'schen Trauerspiels, ist von einem Triester Dichter J. A. Rossi.

2) Derselbe, der später unter dem Namen eines Baron von Stendhal das „Leben Rossini's" herausgab.

Componisten des Tankred auf den „Sieger von Marengo“, auf den „Befreier Italiens“ hinzulenken. Es war eine wahre musikalische Wuth, „ein Furore“, wie sich die Sprache der Italiener ausdrückt, womit diese Oper von Jung und Alt aufgenommen worden war. Vom Gondoliere bis zum vornehmsten Herrn hinauf, sang ganz Venedig „mi rivedrai, ti rivedró!“ Mehr als einmal sahen sich die Richter in den Gerichtshöfen gezwungen, den Zuhörern, die immer: Ti rivedró, mi rivedrai, halblaut vor sich hinträllerten, Stillschweigen zu gebieten.“ (Eine durch viele Zeugen bestätigte Thatsache!)

An diesen „Tankred“, der im Verlaufe von vier Jahren die Runde durch alle Bühnen Europa's gemacht, knüpft sich eine Anekdote, die, obgleich gewiß schon Vielen bekannt, zur Charakteristik unseres Helden nicht übergangen werden darf, weil sie den Beweis liefert, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit er manches seiner schönsten Musikstücke erfunden und ausgearbeitet hat.

Signora Malanotti, die den Tankred singen sollte, hatte, wie jede Sängerin, kleine boshafte Capricen und unter andern auch die, jene große Arie,

welche Rossini für das erste Auftreten Tankred's geschrieben, unter keiner Bedingung singen zu wollen, weil, weil ... eine erste Sängerin braucht keinen Grund anzugeben. Abends vor der ersten Aufführung erklärte sie dem Maestro, daß sie sich krank melden und die Partie ein- für allemal zurückschicken würde, wenn er sich nicht geneigt finden ließe, ihr bis morgen früh eine andere Arie zu schreiben, die mehr im Bereiche ihrer Stimme läge.

— Mit Dummköpfen und Primadonnen kämpfen Götter selbst vergebens, dachte er bei sich und kehrte, wüthend über den Eigensinn dieser Philomele, nach seinem Gasthofe zurück.

Hier bestellte er seine Lieblingsspeise, eine Schüssel Reis, so wenig ausgekocht, daß der Koch sie nicht länger als zehn Minuten vor dem Essen ans Feuer setzen durfte.

Der Reis war noch nicht fertig, als Meister Rossini mit der neuen Cantilene „di tanti palpiti“ bereits bis zum Schluß gediehen war, woher diese Nummer in ganz Italien unter dem Namen „*Reisarie*“ bekannt ist. — Es giebt wohl überhaupt keinen zweiten Tondichter, der so schnell componirt

hat als der „Cigno pesarese". In sechs Tagen hat Gott die Welt und in dreizehn Tagen Rossini die schönste seiner komischen Opern — den „Barbiere di Seviglia" — geschaffen.

Zu jener Zeit, als unser Maestro sich in den Ruhmesstrahlen seines „Tankred's" sonnte, schwelgte er in den Armen der Signora M..., einer reizend-schönen Buffa-Sängerin, die so ausgelassen heiter war, daß Rossini und ganz Venedig sie nie anders als „die lustige Fliege" nannten. Dieser „Polichinell in seidenen Kleidern" wußte ihren „Casanova im Schlafrock" durch ihre ewig heitere Laune, durch ihren jocosen Muthwillen dergestalt zu fesseln, daß er wegen dieser kleinen Hexe die ganze Scala seiner vornehmen Gönnerinnen vergaß.

— Sag' mir, Joachim, sprach sie eines Morgens, als er auf ihrem Bette saß, bin ich nicht recht dumm, daß ich dem reichen und höchst generösen Bruder des Kaisers, dem Prinzen Lucian Bonaparte, den Laufpaß gegeben und Dich armen Schlucker vorgezogen habe?

— Sag' mir, Pepita, erwiderte Rossini, bin ich nicht noch weit dümmer als Du, daß ich die

Prinzessin X., die Gräfin Y., die Marquise Z. ganz und gar vernachlässigt und Dich kleinen Hanswurst bevorzugt habe?

— X. Y. Z.? Seht doch den Prahlhans! Er brüstet sich mit Eroberungen, die er nur in seiner Einbildung gemacht.

— Glaube, was Du willst. Du bist zu geschwätzig, Bajazzo, und ich, ich bin zu discret, um Dir, kleinem Plappermäulchen, Beweise zu geben, daß ich nicht prahle ...

— Schweig, schwarzer Bösewicht, sagte Signora M., ergriff mit beiden Händen seinen Kopf und küßte ihn. Ach wüßtest Du, wie Dein Hanswurst Dich liebt, Dich anbetet ...

— Doch wie lange?

— Ja, siehst Du, das weiß ich selber nicht. In diesem Augenblick aber liebe ich Dich, wie ich vor Dir noch Keinen geliebt. Und wär' ich reicher als alle Königinnen der Welt und wärst Du ärmer als ein Bettler, ich theilte Deine Armuth mit Dir, denn Du bist doch gar zu schön! Der Apoll vom Belveder' — ich habe ihn zwar niemals gesehen — kann nicht schöner, als mein „schwarzer Petz" sein, den

ich auffressen könnte vor Liebe. Umarme Deine kleine lustige Fliege und vergiß an ihrem Busen Himmel und Erde, Gott und Welt.

Und dann umschlang sie ihn mit beiden Armen und drückte ihn an ihr Herz mit glühender Wollust. — — —

Kehren wir zu seinen Werken zurück.

6.

Rossini war nun einmal im Zuge.

Im Herbste des Jahres 1813, während auf Leipzigs Schlachtfeldern eine der großartigsten Tragödien, die Völkerschlacht, aufgeführt wurde, welche die Macht des sieg- und ruhmgekrönten Kaisers Napoleon zerbrach, erkämpfte sich Joachim Rossini I. (ein Napoleon anderer Art, dessen Ruhm zehn Jahre später mit klingendem Spiele von einem Ende der Welt zum andern, von den Tuilerien bis zum Kreml zog) auf dem San Benedetto-Theater zu Venedig durch eine der lustigsten Opern, die jemals componirt worden sind, durch die Aufführung seiner „Italiana

in Algieri", einen glänzenden Sieg, der seines Schöpfers Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaustrug [1]).

Jede Nummer dieser Oper wurde von Venedigs entzücktem Publikum mit fast beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen; Lindoro's Cavatine: „languir per una bella" ertönte Nachts unter dem Fenster jeder Schönen, der ein Ständchen gebracht wurde. Jede Geliebte, die mit ihrem Schicksal unzufrieden war, seufzte ihren Schmerz in Isabellen's Arie: „Cruda sorte! amor tiranno!" aus. Taddeo's erste Arie im zweiten Act: „viva il gran Kaïmakan" und das köstliche Terzett „Papataci" erregten einen unbeschreiblichen Jubel. Signora Marcolini, welche die Isabella, und Paccini, der den Messer Taddeo sang, wurde mit Beifall überschüttet, Rossini selbst aber auf Händen getragen, in den Himmel erhoben, wahrhaft vergöttert [2]).

---

1) Die „Italienerin in Algier" war die erste der Rossini'schen Opern, welche in Deutschland, und zwar (1816) zuerst in München, zur Aufführung kam.

2) Leuten, welche 1826 in Berlin gewesen sind, werden Isabella-Sontag und Taddeo-Spitzeder unvergeßlich bleiben.

Nur einige Pedanten, neidisch auf den lawinenartig anwachsenden Ruf des einundzwanzigjährigen Maestro, warfen auch dieser Oper grammatikalische Schnitzer, antiharmonische Böcke, falsche Quinten und mehr dergleichen vor und riefen, im höchsten Grade indignirt darüber: „So etwas hätte unser großer Cimarosa sich niemals erlaubt!“

Und Meister Joachim? Er lächelte dazu.

— Ich kenne die Fehler, die ich gemacht, eben so gut und vielleicht besser noch als jeder dieser Notenschnüffler, habe aber weder Zeit noch Lust, jene Schnitzer auszumerzen. Diese Dummköpfe vergessen, daß ich oft nicht länger an einer ganzen Oper, als mancher Andere an einer einzigen Nummer, componire. Ich denke nicht mondenlang darüber nach, schreibe hin, wie es mir einfällt, und singe, wie mir der Schnabel gewachsen ist und wie das Publikum es gern hört. Ich will nicht, daß man sagen soll: Seht doch die Musik, wie sie keucht und stöhnt und schwitzt! Einer Oper, welcher man den Angstschweiß ansieht, den sie ihrem Componisten gekostet hat, gleicht einer Ballettänzerin, die anmuthig lächeln

soll, während sie vor Hühneraugenschmerz aus dem Mieder fahren möchte, das ihr den schwindsüchtigen Athem zuschnürt. Nieder mit dem Mieder! Nieder mit der Grammatik! Es lebe die Anmuth, es lebe die Melodie!

„In jeder Stadt Italiens, sagt Rossini's wärmster Vertheidiger, Herr von Stendhal, könnt Ihr zwanzig Notenfresser finden, die für eine Zecchine das Geschäft übernehmen würden, alle grammatikalischen Fehler einer Rossini'schen Partitur auszumerzen, in ganz Italien aber keinen zweiten Mann, der solch eine Partitur zu schreiben im Stande wäre. Leute, arm an Geist, machen ihm beim Lesen seiner Partituren einen andern Vorwurf: sie ärgern sich, daß er seine Ideen nicht besser benutze. Dies ist der Vorwurf eines Geizigen, der einen reichen Herrn für einen Narren hält, weil dieser einer schmucken Bauerdirne für einen Rosenstrauß ein Goldstück in den Schoos wirft. Es ist nicht Jedermann gegeben, die Freuden des Leichtsinns zu begreifen."

Vierzehn Tage nach der ersten Aufführung schrieb er einen Brief „all' illustrissima Signora Rossini,

madre del celebro maestro, in Pesaro“ 1): Liebe, süße, schöne Mutter, wenn Du von Deinem Sohne diese Zeilen erhältst, so mache Dich gefaßt, ihn gleich darauf an Dein Herz zu drücken. Ich eile diesem Briefe nach, um früher, als Du glaubst, mich in Deine Arme zu werfen und Dir unter tausend Küssen zu sagen, wie lieb Dich hat — Dein Joachim.

Eine Stunde später lag der glückliche Sohn in den Armen seiner überglücklichen Mutter.

— Ach, mein Joachim, wie groß, wie schön und wie berühmt bist Du geworden! Der ganze Kirchenstaat singt Deine Lieder! O wie glücklich und beneidenswerth ist eine Mutter, die solch einen Sohn hat!

— Verdient eine Mutter dieses Glück, so bist Du es! Du, Du bist das einzige Wesen auf der ganzen Erde, das ich wahrhaft liebe, mehr liebe als mich selbst. Mutter, Mutter, wie gut, wie schön bist Du! Sieh', wärst Du nicht meine Mutter, in Dich verliebte ich mich wahr und wahrhaftig, Dir bliebe

---

1) Diese Adresse ist keine Anectode, sondern factische Wahrheit.

ich treu bis zum letzten Hauche meines Lebens. Alle andern Weiber betrachte ich nur als ein Spielzeug, das mich ein Weilchen amusirt; dann hab' ichs satt und werfe es bei Seite.

— Du machst viel Glück bei den Frauen ...

— Und weißt Du auch warum? Weil Alle wissen, daß mir an Keiner viel gelegen ist.

— Du bist ein kleiner Don Juan.

— Nein, Mutter, ich bin nur ein Feinschmecker, der sich vom Guten das Allerbeste aussucht. Mutter eines berühmten Sohnes, ich habe Hunger; hast Du etwas Gutes zum Schnabuliren?

— Maccaroni, lieber Sohn!

— Mein Leibgericht! Reizende Mutter, laß Dich umarmen, laß Dich küssen viel tausend, tausend Mal! Dann aber rasch die Maccaroni!

Die Freude des Wiedersehens wurde, einige Tage später, durch ein unangenehmes Ereigniß getrübt. Der junge Maestro, conscriptionspflichtig, erhielt den Auftrag, sich als Soldat zu stellen.

Die arme Mutter fiel in Ohnmacht.

— Sei unbesorgt, Mutter, sagte der Sohn, als sie sich vom ersten Schreck erholt hatte. Wir wollen

schon Mittel und Wege finden, uns davon loszumachen.

Drauf schrieb er an eine seiner alten Flammen in Mailand und zwar an jene, von der er wußte, daß sie mit dem Vicekönige von Italien, Eugen von Beauharnais, auf solchem Fuße stand, daß der Prinz ihr nichts verweigern durfte.

Bald darauf ließ der Vice-König den Minister des Innern rufen.

— Ertheilen Sie sofort den Befehl, daß Maestro Joachim Rossini, gegenwärtig in seiner Vaterstadt Pesaro, seiner Soldatenpflicht entledigt sein soll. Keiner von uns könnte es bei unsern Zeitgenossen und der Nachwelt verantworten, wenn wir einem so ausgezeichneten Talente die Muskete in die Hand geben und es der Gefahr aussetzen, einer feindlichen Kugel als Opfer zu fallen. Wir verlieren zwar einen Soldaten, erhalten uns aber einen Künstler, der seinem Vaterlande mehr Ehre macht, als mancher Haudegen, sprach Prinz Eugen, stimmte Tankred's erstes Recitativ: O patria! an und entließ seinen Minister.

Zehn Tage später kam der Befehl an, welcher den Maestro vom Militärdienst befreite.

Die Freude der Mutter war unbeschreiblich.

7.

Der Carneval von 1814 brachte den „Aureliano in Palmira" und der Herbst desselben Jahres den „Turco in Italia", die zuerst auf der Scala in Scene gingen, wovon jedoch nur die Letztere — ein köstliches Seitenstück zur „Italienerin in Algier" — ungetheilten Beifall sich errang. Der gefeierte Bassist Galli, der kurz vorher aus Barcelona zurückgekehrt war, sang den jungen Türken Selim, den ein Sturm nach Italien verschlägt, wo er sich in die erste hübsche Frau, die ihm der galante Zufall in den Weg führt, in die gefallsüchtige Donna Fiorella-Festa, dermaßen verliebt, daß nicht blos der einfältige Gemahl, Don Geronio-Paccini, sondern auch ihr eitler Cicisbeo, der eingebildete Geck Don Narcisso-David, auf den zudringlichen Türken kannibalisch eifersüchtig werden, was aber Donna Fiorella durchaus nicht abhält, den verliebten Gimpel immer tiefer in ihr Garn zu locken,

um ihren Gemahl zu foppen und ihren Liebhaber in Verzweiflung zu bringen. Paccini, der einen damals in ganz Mailand lächerlich gewordenen Hahnrei auffallend treu copirte, trug nicht wenig zum Erfolge dieser Oper bei. Das Publikum lachte und ein lachendes Publikum ist leicht zu befriedigen; es applaudirte aus allen Tonarten und ließ sich während des reizendschönen Duetts zwischen Selim und Fiorella: „Siete Turco, non voi credo“ zu solchem Beifallssturme hinreißen, daß der Maestro, der am Klaviere dirigirte, vor lauter Danken und Verbeugen nicht zum Sitzen kam.

Rossini hatte nun zwar schon Ruhm, aber leider noch lange nicht Geld genug, um — ein echter Vollblut-Epikuräer — sorglos in den Tag hineinleben und sich alle Genüsse verschaffen zu können, ohne nöthig zu haben, sie einem Andern als sich selbst zu verdanken. Das Gefühl der Unabhängigkeit hatte für ihn so viel Anziehendes, daß schon damals der Wunsch in ihm aufkeimte, Geld, viel Geld zusammenzuscharren, um einst, wenn sein Stern im Verbleichen, mehr zu haben, als er verbrauchen kann.

Vor Allem aber war er Gourmand, Gourmand im feinern Sinne dieses Wortes.

— Nach dem Nichtsthun, sagte er einst, giebt es, wenigstens für mich, keine schönere Beschäftigung, als essen, gut essen. Was Liebe für das Herz, ist Appetit für den Magen; der Magen aber ist der Kapellmeister, der das große Orchester unserer Leidenschaften zügelt und anspornt; der leere Magen bläs't das Fagott der Mißgunst und die Pickelflöte des Neides; der gesättigte Magen schlägt den Triangel der Lust und die Pauken der Freude; Liebe aber ist die Primadonna, die oben auf der Bühne, im Gehirne, agirt und Töne anschlägt, die das Ohr berauschen und das Herz entzücken. Essen und Lieben, Singen und Verdauen sind die vier Acte der komischen Oper, welche „Leben" heißt und wie ein schnellfüßiger Champagnerrausch vorüberhuscht. Wer sie ungenossen entfliehen läßt, ist ein Narr!

Unser Maestro aber war kein Narr: er aß gut, verdaute gut und sang gut, und was das Lieben anlangte, so besaß er auch darin eine bewundernswerthe Virtuosität. Jeder Morgen brachte ihm ein neues Liebesbriefchen, jeder Abend ein neues Stelldichein.

— Die Weiber sind ganz des Teufels, sagte er eines Morgens, als er vor dem Spiegel stand und mit der Bürste seinen jungen schwarzen Backenbart strich.

In demselben Augenblick trat der Briefbote ein. Er brachte ein süßduftendes Billet in französischer Sprache folgenden Inhalts:

„Eine Dame, die aus Neapel nach Mailand gekommen ist, um den Maestro kennen zu lernen, dessen Lieder, wahre Weltumsegler, die ganze Erde umkreisen, um nach allen Gegenden den Ruhm ihres Schöpfers hinzutragen, erwartet Sie heute Abend in der Scala, Parketloge Nummer 9, um Ihnen mündlich zu sagen, was sie selbst dem verschwiegenen Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

Mélanie D........"

— Wieder eine Eroberung! triumphirte Rossini und drehte sich trällernd auf dem Absatze seines Stiefels herum. Die schlauen Evatöchter! Sie geben sich den Anschein, als seien sie blos in mein Talent verliebt; aber mehr als in dies sind sie in meine reizende Person vernarrt. Welcher Teufel kann den Weibern das verdenken! Bin ich nicht der Sohn

meiner Mutter? Bin ich nicht ein bildschöner Kerl? rief er aus, sprang ans Klavier und sang die Cavatine des Don Geronio: „Vado in traccia d'una zingara“ (ich suche ein Zigeunermädchen).

Gleich darauf besuchte ihn der Tenor David.

— Nun, Goliath, fragte der Maestro, was bringst Du Neues?

— Vorgestern ist hier eine reizendschöne Französin angekommen ...

— Eine Französin???

— Die ich gestern in der Scala gesehen, wo ihr Erscheinen eine solche Sensation erregte, daß Jeder wissen wollte, wer sie sei. Man fragte hin ... man fragte her ... Niemand kannte sie ... meine Neugier wuchs auf das Höchste ... endlich gerieth ich auf den glücklichen Einfall, Erkundigung über sie beim Logenschließer einzuziehen. Kennen Sie die Dame in der Parketloge Nummer 9? fragte ich und drückte ihm eine Zecchine in die Hand. Das Gold machte den Bären gesprächig. Diese Dame, sagte er, ist eine Französin. — Woher? — Aus Neapel. — Ihr Name? — Mélanie.

— Mélanie? wiederholte Rossini, der seine Ueberraschung nicht verhehlen konnte.

— Mélanie Dambrémont.

— Und hat er Dir auch sagen können, wer und was sie ist?

— Der Logenschließer kennt sie von Neapel her. Madame Dambrémont ist die Geliebte des französischen Gesandten und ...

— Schön?

— Wie ein Engel! sagte David, die Fingerspitzen seiner Hand küssend.

— Tant mieux! meinte Rossini und striegelte seinen Backenbart.

— Tant mieux? Glaubst Du etwa, diese göttliche Französin sei nach Mailand gekommen ...

— Blos um mich kennen zu lernen ...

— Wirklich??? fragte der Tenorist mit ungläubigem Lächeln.

— Wenn Du mir nicht glauben willst, so lies, sprach der Maestro und reichte ihm das Billet, das er zehn Minuten vorher erhalten hatte.

David ließ den Brief, nachdem er ihn gelesen, auf die Erde fallen, schlug vor gerechtem Erstaunen

die Hände über den Kopf zusammen und rief in höchster Extase:

— Welch unverschämtes Glück! O Weiber, Weiber!!!

— Siehst Du, Goliath, ich reiße mich nicht um sie; sie reißen sich um mich.

— Und wirst Du hingehen?

— Sagtest Du nicht, daß sie schön wie ein Engel sei?

— Ich möchte bersten vor Neid! Kommt dieses Götterweib seinetwegen von Neapel her!

— Angezogen von meinem Ruhme, will sie mir mündlich sagen, was sie selbst dem Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

— Sie liebt Dich ...

— Kannst Du ihr das verübeln?

— Du bist ein eingebildeter Thor! rief der Sänger und rannte wüthend fort.

— Elender Neid, Dein Name ist David!

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Als die Stunde des Theaters schlug, lief der Orpheus von Pesaro mit aufgehißter Flagge, die

Brustsegel von süßen Ahnungen geschwellt, in den Glückshafen der Scala ein. Im Bewußtsein seines Sieges ließ er sich die Loge Nummer 9 öffnen, war aber nicht wenig bestürzt, als er dieselbe leer fand.

— Es ist wohl noch zu früh! tröstet sich unser Held. Damen ihrer Art wissen, daß es zum feinen Tone gehört, sich dann erst einzustellen, wann das Ballet schon lange angefangen hat.

Der erste Act naht mehr und mehr seinem Ende. Meister Joachim scheint auf Stecknadeln zu sitzen; jeden Augenblick rückt er hin und her und sieht nach der Thür, durch die seine Unbekannte eintreten soll.

Erst in dem Augenblick, als der Vorhang fällt, öffnet sich der Eingang; aber statt der sehnsüchtig erwarteten Dame tritt der Logenschließer ein, um Herrn Rossini ein Billet zu überreichen, das Jemand soeben für ihn abgegeben hat. Joachim entsiegelt es und liest:

Angebeteter Maestro.

Madame Mélanie Dambrémont hat den Unterzeichneten beauftragt, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß sie heute nicht erscheinen kann und zwar aus folgenden Gründen:

erstens: ist sie von Neapel noch gar nicht abgereist;

zweitens: wird sie wohl nie nach Mailand kommen, weil sie

drittens: gar nicht existirt.

Genehmigen Sie, ausgezeichneter Maestro, die Versicherung ungeheuchelter Hochachtung, womit der Unterzeichnete die Ehre hat zu sein

Ihr

aufrichtiger Bewunderer

Primo Aprile.

— Der erste April! schreit Rossini, der plötzlich aus den Wolken fällt. Also nur gefoppt! O ich Dummkopf!

Wüthend verläßt er die Loge. Auf dem Corridor schallt ihm ein unbändiges Gelächter entgegen. David und Paccini, die zwei Verbündeten, welche den eitlen Maestro mystificirt hatten, geberden sich, als ob sie vor Lachen eben zerspringen wollen.

— Nun, großer Rossini, Dio della musica, wie gefällt Dir der Spaß? fragte David.

— Du also, Goffo (Naseweis), hast es gewagt, mich in den April zu schicken?

— Die Idee, erwiderte Paccini, ist von mir, die Ausführung aber gebührt meinem Freunde David.

— Spitzbuben! rief der Gefoppte, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als bon-gré mal-gré mitzulachen.

8.

Seit dreimal vierundzwanzig Stunden befand sich Rossini im göttlichen Neapel.

Der Maestro, gewohnt, nie vor eilf Uhr aufzustehen, lag noch in seinem Bette, als er an der Thür seines Schlafzimmers ein höchst bescheidenes Klopfen vernahm. Zu bequem, um Herein zu rufen, nahm er keine Notiz davon. Das Klopfen wiederholte sich; Joachim rührte sich nicht; als aber zum dritten Male geklopft wurde, schlug an das Ohr des Harrenden ein so donnerndes „Herein!" daß der Aermste erschreckt zusammenfuhr und leichenblaß ins Zimmer trat.

— Habe ich die Ehre, den weltberühmten Maestro

Rossini zu begrüßen? fragte der kleine, magere, äußerst schüchterne Mann, sich tief verneigend.

— Ich bin Rossini. Was wünschen Sie?

— Ich wünsche die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich gekommen sei, um Sie ...

— Vielleicht zu rasiren?

— Gestatten Sie Ihrem ganz unterthänigsten Diener, Ihnen zu sagen, daß er kein Barbier ist.

— Zum Teufel, was ist er denn?

— Ich nehme mir die Freiheit, Sie in Kenntniß zu setzen, daß ich der Abbé Totola, Theaterdichter des Herrn Barbaja, bin.

— Ah, liebster Abbé, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Allem Anscheine nach bringen Sie mir ...

— Ein Textbuch, unterthänigst aufzuwarten. Ich wage, die Hoffnung zu nähren, daß es Ihnen nicht ganz und gar mißfallen dürfte ...

— Der Titel?

— Elisabetta regina d'Inghilterra, opera seria.

— Bearbeitet?

— Nach einem französischen Melodram.

— Gut, legen Sie's dort aufs Klavier.

— Sollte mein Libretto noch Manches zu wünschen übrig lassen, so liegt dies an der Eile, mit der ichs betreiben mußte. In zweimal vierundzwanzig Stunden, sagte Herr Barbaja, muß der Text fix und fertig sein. Ich habe die Nacht zu Hilfe nehmen müssen, um dem Befehle des Directors pflichtschuldigst nachzukommen.

— Und wieviel erhalten Sie für Ihre Arbeit?

— Fünfzig, und, wenn Signor Barbaja bei guter Laune ist, wohl auch sechzig Francs.

— Und davon leben Sie?

— Dann und wann mache ich, im Auftrage eines reichen Anbeters, ein Gedicht auf irgend eine Gesang- oder Tanzkünstlerin, für die er schwärmt...

— Und erhalten dafür?

— Blutwenig Honorar, aber desto mehr Grobheiten, wenn die Zeitungen sich weigern, dasselbe aufzunehmen.

— Sagen Sie mir, Abbé, welche von allen Künstlerinnen von San Carlo hat jetzt die meisten Anbeter?

— Signora Colbrand. Als sie zum ersten

Male die Gabriele di Vergy sang, wurden bei mir an einem Tage zwei Oden, drei Canzonen, sechs Terzinen und einundzwanzig, sage einundzwanzig Sonette bestellt. Die Zeit hat leider aufgehört, seufzte der arme Poet.

— Hat die Begeisterung für Signora so sehr nachgelassen?

— Das nicht; Signor Barbaja aber hat mich bald darauf rufen lassen und mir gesagt: „Wenn Sie sich noch ein Mal unterstehen, im Auftrage verliebter Windbeutel meine Primadonna anzustanzen, so jage ich Sie fort.“ Seit jenem Augenblick habe ich neun Zehntel meiner Kunden verloren ...

— Armer Abbé! Barbaja ist also sehr eifersüchtig?

— Wie ein Türke, erwiderte der Abbé, nachdem er sich ängstlich umgeschaut, ob kein Dritter ihn belausche.

In derselben Secunde erschien der Impresario.

Der arme Totola entfärbte sich dergestalt, daß er blaßgelb wie Parmesankäse wurde. Barbaja durchbohrte den Poeten und fragte:

— Moschusthier, weshalb zitterst Du?

— Ihr unterthänigster Diener leidet seit einiger Zeit am Schwindel.

— Dann trage Deinen Schwindel ins Hospital und lasse Dich dort kuriren.

— Haben Signor Barbaja mir sonst nichts aufzutragen?

— Nein, Zibetkatze!

— Dann erlaube ich mir, mich ganz unterthänigst zu empfehlen, stammelte der Abbé und schritt, wie ein Krebs, rückwärts zur Thür hinaus.

— Ist dieses Moschusthier nicht ganz gut dressirt? fragte der Sultan, mit dem kleinen Finger seiner Rechten in der Höhle seines großen Ohres herumbohrend.

— Besser als mancher Jagdhund.

— Aber nicht blos der Abbé, meine ganze Menagerie, vom ersten Tenoristen bis zum letzten Lampenputzer, zittert vor mir.

— Auch die Colbrand?

— Sie allein macht eine Ausnahme. Als Sultanin meines Harems maßt sie sich dann und wann das Recht an, widerspenstig zu sein. Bald will sie diese, bald jene Partie nicht singen, weil die eine zu

hoch, die andere zu tief für ihre Stimme liegt. Macht sie mir's zu bunt, dann drohe ich mit einer Sängerin, die ich mir aus Mailand oder Venedig verschreibe; dann kriecht sie zu Kreuze; dann wird sie sanft wie ein Lamm; dann thut sie, was ich haben will. Das Weib, setzte Barbaja mit einem tragikomischen Seufzer hinzu, kostet mich ein Heidengeld! Sie bekommt fünfundvierzigtausend Francs Gage ...

— Und außerdem?

— Monatlich zweitausend Francs Nadelgeld, die Geschenke, die ich ihr machen muß, nicht mitgerechnet. Im vorigen Jahre hat sie mich, Alles in Allem, gegen hunderttausend Francs gekostet.

— Also viel gespart ...

— Diamanten, aber kein Geld, denn das geht für den Putz drauf.

— Wie alt mag sie sein?

— Das Alter einer Sängerin, liebster Junge, ist schwer zu ergründen. So lang' ich sie kenne, geht sie ins vierundzwanzigste; aber dreißig ist sie bestimmt. Und dennoch hat sie mehr Reiz für mich

als manche junge, unerfahrene Gans. Wie aber gefällt sie Dir, Maestro?

— Soll ich die Wahrheit sagen?

— Ich hasse jeden Lügner.

— Nun denn, mir gefällt sie gar nicht; ich liebe die blonden Weiber.

— Siehst Du, das freut mich!

— Und warum?

— Weil ich nun nichts von Dir zu fürchten habe; denn ich bin, aufrichtig gesagt, etwas eifersüchtiger Natur. Ich räume Dir, Maestro, meinen ganzen Hühnerhof ein; Du wirst darin junge Puten von allen Farben finden; nimm Jede, die Dir gefällt, aber vergreife Dich an meiner Colbrand nicht, denn das ungeheure Geld, das ich diesem unersättlichen Moloch opfere, giebt mir ein Recht, zu verlangen, daß er außer mir keinen Zweiten liebe. Jedes Mitglied meiner Bühne, das sich erdreistet, meine Geliebte zu lieben, wird — merke Dir das — sofort entlassen. Doch jetzt zu etwas Anderm. Du hast nun Deinen Text ... wann machst Du Dich an die Arbeit?

— Sobald ich Lust dazu verspüre.

— Höre, Maestro, Du scheinst nur selten Lust zu verspüren und weit lieber zu faullenzen, als zu arbeiten ...

— Arbeit, guter Freund, ist mir verhaßt. Müssiggehen ist Wonne, ist Seligkeit.

— Aber unser Contract und die neue Oper, die Du mir versprochen hast ...

— Sei unbesorgt, in längstens acht Wochen soll sie in Deinen Händen sein; nun aber, guter Freund, nimm Deine Beine unter die Arme und mache, daß Du fortkommst, denn ich habe, wie Du siehst, noch nicht ausgeschlafen.

— Faulpelz, es ist ja bald Mittag!

— Gute Nacht, Grobian, sagte Rossini und legte sich auf die andere Seite.

— Mit dem ist nichts anzufangen, brummte Barbaja und entfernte sich.

9.

Seitdem sind drei volle Wochen verflossen.

Während Maestro Rossini seine „Königin Elisabeth“ componirt, wollen wir ihn ungestört seinem

Genius überlassen und uns nach der Villa reale verfügen.

Dort finden wir Francilla, das schönste Blumenmädchen von ganz Neapel. Ihr dunkelblondes Haar reicht in zwei langen, mit rothen Bändern geschmückten Flechten bis zum Knie herab. Auf ihrer fünfzehnjährigen Stirn thronen Unschuld und Naivetät. In dem dunkelblauen Himmel ihres Auges funkelt ein Lichtstrahl, milder als der Glanz des nachtverkündenden Hesperus. Ihr feingeschnittener Mund ist ein von Zephiren aufgeküßter Granatenkelch, umspielt von einem unbeschreiblich schönen Lächeln, das den ganzen Zauber kindlicher Heiterkeit aushaucht. Sie ist Waise und trauert, denn vor vier Monaten hat sie ihren Vater verloren, einen armen Mechanikus, welcher durch Automaten, mit denen er von einem Dorfe zum andern gezogen war, sich mühselig sein Bischen Brot verdient hatte. — Eines Abends war er, auf dem Wege nach Puzzuoli, am Ausgang eines Waldes, von einem Rudel trunkener Banditen überfallen und seiner Automaten beraubt worden. — Laßt mir diese Puppen, hatte der Arme kniefällig gebeten, für Euch haben sie keinen

Werth, für mich sind sie Alles. Zehn lange Jahre meines Lebens habe ich an diesen Figuren gearbeitet und sie von Tag zu Tag mehr lieb gewonnen; jetzt hänge ich an ihnen mit Leib und Seele und liebe sie wie gute Schutzengel, denn seit vierzehn Jahren ernähren sie mich und mein Kind. Nehmt Ihr uns diese Puppen, dann haben wir nichts mehr in der Welt und müssen verhungern. — Die Räuber, seinem heißen Flehen kalten Hohn und frechen Spott entgegensetzend, hatten ihn dergestalt gereizt, daß er, ein Einzelner gegen so Viele, sich zur Wehr zu setzen gewagt. Mit dem Muth eines Löwen und der Wuth eines Tigers, dem man sein Junges geraubt, hatte er seine Automaten vertheidigt bis zu dem Augenblick, wo der meuchelmörderische Dolchstoß eines jener Schurken dem Kampfe ein Ziel gesetzt. — Erst acht Tage später hatte Francilla den Tod ihres Vaters erfahren. Sie stand nun allein, verlassen von aller Welt.

Mit einem Blumenkorbe in der Hand sehen wir das reizendschöne Kind am Eingang des königlichen Schloßgartens, der, wie jener der Tuilerien, Mittags das freundliche Asyl aller Bonnen und Kinder=

mädchen, Abends das Stelldichein der lustwandelnden schönen Welt, und zu allen Stunden des Tages eine von Fremden vielbesuchte Sehenswürdigkeit ist.

Zehn Schritte von Francilla entfernt schlendern zwei Männer auf und ab. Die ganz eigenthümliche Form ihres ins Röthliche hinüberspielenden Backenbarts, der Schnitt ihrer Beinkleider, die keine Sprungriemen haben, die beiden Daumen, die in den Aermellöchern ihrer Weste stecken, verrathen gleich auf den ersten Blick zwei Söhne der großen, unverschämten Goddam-Nation. Einer dieser beiden Engländer drückt sich sein Lorgnon ins Auge, um das Blumenmädchen, dessen Schönheit ihm sogleich aufgefallen ist, genauer betrachten zu können. Der Andere folgt diesem Beispiel und beglasaugt das arme Kind, das schaamroth die Augen zur Erde niederschlägt und nicht mehr emporzublicken wagt.

— Very beautiful! sagt der Eine.

— Yes! der Andere.

— Augen blau wie Indigo!

— Lippen roth wie Cochenille!

— Herrliches Gebiß!

— Vielversprechender Wuchs!

— Etwas mager ...

— Aber frisch!

— Die kleine Spinne gefällt mir ...

— Wollen fragen, wo sie wohnt.

— Hübsche Camellien das! sagt der Eine, der sich dem Mädchen zuerst genähert hat.

— Wie theuer? fragt der Andere, der hinzugetreten ist.

— Drei Carlini, antwortet Francilla, ohne ihn anzusehen.

— Sechs für einen Kuß, spricht der Erste und erlaubt sich, des Mädchens Wange zu kneifen.

In demselben Nu stürzt ein junger Lazzarone, der in einiger Entfernung auf dem Sande gekauert und Alles mit angesehen hat, wie ein Schakal auf den Engländer los.

— Das geht zu weit, ruft Torquato, den unsere Leser bereits kennen, und versetzt der Brust des Gentleman einen so gewaltigen Stoß, daß er rücklings in den Sand fällt.

— Goddam! schreit der Andere, drückt seinen Hut fest ins Gesicht und nimmt die Stellung eines kampfbereiten Boxers an.

— Nicht gemuckst! ruft der Lazzarone, erfaßt ihn rasch beim Beine und schleudert ihn gleichfalls in den Sand.

Dieses Stiergefecht im Kleinen hat im Nu einen Schwarm neugieriger Gaffer herbeigelockt, welche beim Anblick dieses ergötzlichen Schauspiels in lautes Jubelgeschrei ausbrechen.

Beide Engländer machen, nachdem sie sich von ihrer unerwartet schnellen Niederlage schwerfällig emporgerafft haben, ihrer possirlichen Wuth in einem brüllenden „Goddam!“ Luft und beschließen, sich nun mit vereinter Kraft auf den gemeinschaftlichen Feind zu werfen.

— Wer mir naht, ist ein Kind des Todes! droht der barfüßige Athlet. Neapolitaner! ruft er mit der ganzen Kraft seiner Stentorstimme; diese beiden Kerle da haben es gewagt, eine arme Waise, eine sittsame Jungfrau, der Keiner von Euch etwas Böses nachsagen kann, mit frecher Miene anzuglotzen und ihre reine Wange durch unkeusches Kneifen zu besudeln. So unverschämt kann nur ein Engländer sein! Neapolitaner, Lazzaroni, Brüder, sollen wir uns diese Kränkung gefallen lassen, weil diese Maulesel

da reich, wir aber arm sind? Wenn ein Fremder uns beschimpft, sollen wir, Söhne Neapels, der schönsten Stadt der ganzen Welt, das ruhig mit ansehen und schweigen?

— Nein! nein! brüllt der schnell electrisirte Pöbel.

— Die Frechheit dieser Fremden muß bestraft werden. Sprecht, Kameraden, was soll geschehen?

— Man werfe sie in den Golf! schrillt eine Fistelstimme.

— In den Golf! In den Golf! schreien Alle wie aus einer Kehle.

— Halt! halt! donnert ein Mann, der plötzlich dazwischentritt.

— Ah, Signor Taddeo! ruft Torquato, freudig überrascht.

— Was geht hier vor? fragt Meister Joachim.

— Diese beiden Mastbäume da haben meine kleine Francilla beleidigt.

— Und was wollt Ihr thun?

— Die langen Goddams ins Wasser werfen!

— Seid Ihr Christen?

— Wir wohl, aber sie nicht!

— Und wären sie Heiden, wer von Euch hätte den Muth, das heilige Gastrecht zu verletzen?

— Corpo di Cristo, daran haben wir nicht gedacht.

— Seid großmüthig, Neapolitaner, laßt die Engländer laufen.

— Packt Euch! schrie der ganze Haufe.

— Goddam! murmelten die Söhne Albions zähneknirschend in den Bart und verloren sich alsbald.

Der Volkshaufe zertheilte sich eben so schnell, als er zusammengelaufen war.

— Komm, junger Freund, sagte der Maestro, Torquato's Arm erfassend, zeige mir Dein Mädchen. Ich will sie sehen, um Dir sagen zu können, ob Du einen guten oder schlechten Geschmack hast. Wo ist Deine Francilla?

— Ach, Herr, dort steht sie am Eingang des Gartens …

— Führe mich hin zu ihr; sag' ihr, ich sei einer Deiner Freunde, der an Dir und Deinem Schicksale warmen Antheil nimmt.

— Ach, wüßtet Ihr, wie das Herz mir schlägt, wenn ich sie anreden soll ...

— Sei kein Narr, lachte der Maestro und drängte ihn vorwärts.

— Schatz Gottes, begann der schüchterne Bursche, sei nicht böse, wenn ich mir erlaube, Dir einen meiner ältesten Freunde, den Signor Taddeo aus ...

— Papataci ...

— Aus Papataci vorzustellen. Er ist ein sehr reicher, vornehmer Herr, ein berühmter Thierarzt, der Dich kennen zu lernen wünscht, um mir sagen zu können, ob ich einen guten oder schlechten Geschmack habe. Nun, Signor Dottore, ist meine Francilla schön oder nicht?

— Junge, sprach Meister Joachim, einen so verteufelt feinen Geschmack hätt' ich Dir wahrlich nicht zugetraut. I so schlag' doch die Augen auf, Du schmuckes Kind! Brauchst keine Furcht vor mir zu haben. Ich bin kein Bär ... ich beiße nicht.

— Beim heiligen Januarius, betheuerte der Lazzarone, der Dottore beißt nicht.

— Ich bin Torquato's Freund und meine es gut mit Euch!

— Ja, Francilla, der meint es gut mit uns; der da ist kein unverschämter Goddam; den darfst Du ansehen.

Das Blumenmädchen schlug verschämt seine großen, himmelblauen, freudeverklärten Augen auf und sah unsern Maestro mit wahrhaft bezauberndem Lächeln an. Ah, so zu lächeln, vermag nur die Unschuld!

— Sprich, Kornblumenäugelein, liebst Du meinen Freund?

Francilla zupfte verlegen an ihrem Blumenkörbchen und wagte nicht zu antworten.

— Ach, lieber Herr, fragt sie das doch noch ein Mal.

— Sieh' mich an, kleiner Engel, sprach der Maestro, Francilla's Kinn erfassend und es sanft in die Höhe drückend. Denke Dir, ich sei Dein Vater, fasse Herz und antworte mir auf meine Frage: Liebst Du den jungen Burschen da? Sieh', Kind, wenn Du ihn wirklich liebst, so bin ich der Mann, der Euch helfen kann.

— Francilla! bat der arme Teufel in einem

Tone, der halb wie banges Flehen und halb wie freudig Hoffen klang.

— Torquato! schluchzte das Mädchen, das ihr Körbchen mit den Blumen fallen ließ und dem jungen Burschen weinend um den Hals fiel.

— Die Antwort genügt. Ihr liebt Euch und... müßt Euch heirathen.

— Heirathen? Ach, guter Dottore, wo denkt Ihr hin? Wir sind ja Beide noch tausendmal ärmer als der fromme Lazarus!

— Ich, Kinder, ich helfe Euch!

— Aber wie und wodurch? fragte Meister Nieswurz.

— Das sollst Du später erfahren. Morgen um diese Zeit erwarte ich Dich im Hôtel des Signor Barbaja. Du wirst doch kommen?

— Ihr wollt uns ja helfen!

— Verlaßt Euch drauf! Leb' wohl, schönes Kind! Auf Wiedersehen, junger Freund! sagte der Maestro und ging.

Und Lazzarone und Blumenmädchen umarmten und küßten sich und waren froh wie die Engel im Himmel.

10.

Am andern Morgen, mit dem Glockenschlage Eilf, erschien Meister Barfuß, mit einem Blumenstrauße in der Hand, im Hôtel Barbaja.

— Wen suchst Du? fragte der dickköpfige, pfaustolze, bärbeißige Schweizer.

— Ich will zum Thierarzt.

— Bist Du krank?

— Krank oder nicht, was geht das Euch an? Ich wünsche den Doctor Taddeo zu sprechen.

— Den Doctor Taddeo? Aha! Ganz recht! Der wohnt im zweiten Stock.

Wer malt das Erstaunen des Lazzarone! Wie riß er Maul und Augen auf, als er die prachtvollen Treppen erstieg, als er die kostbaren Teppiche, die herrlichen Blumen, die reizenden Statuen sah. Letztere flößten ihm so vielen Respect ein, daß er unwillkürlich seine Mütze zog. Für einen armen Teufel, der solchen Aufwand nie gesehen, hat der Luxus so viel Imponirendes, daß es ihm Brust und Kehle zuschnürt. Torquato wagte kaum zu

athmen. Wie schlug ihm das Herz, als er, im zweiten Stockwerk angekommen, der Reihe nach an fünf verschlossene Thüren anpochte und erst bei der sechsten ein schmetterndes „Herein" vernahm.

— Grüß Dich Gott, altes Haus, rief der Maestro dem eintretenden Lazzarone entgegen. Was macht Francilla?

— Grüß' Deinen Freund, sagte sie zu mir, und gieb ihm diesen Strauß.

— Ah wie galant! Gieb Deiner Kleinen einen Kuß und diesen Dukaten!

— Den Kuß will ich ihr geben; das Geld aber darf ich nicht annehmen, sonst würde sie böse werden...

— Vor allen Dingen, Meister Barfuß, will ich Dir eine gute Lehre geben. Wenn Dir Jemand etwas schenken will, so nimm es an. A tavola non bisogna aver vergogna, d. h. ein blöder Hund wird selten fett, sprach der Maestro und steckte das Goldstück wieder zu sich. Doch nun zu etwas Anderm! Wie viel verdienst Du Dir täglich?

— Selten viel, manchmal wenig und häufig gar nichts.

— Willst Du Dein Glück nicht auf andere Weise versuchen? Willst Du mein Kammerdiener werden?

Der Lazzarone drehte verlegen seine Mütze hin und her und schien nachzudenken, ob er die Frage bejahen oder verneinen sollte.

— Du fühlst Dich wohl gar beleidigt?

— Das nicht, lieber Herr; doch überlege ich, ob ich diesem Amte gewachsen bin. Seit meiner Jugend ans Müssiggehen gewöhnt, wird mir das Arbeiten saurer als jedem Andern werden. Als Lazzarone bin ich ein freier Herr, der von Keinem abhängt. Wenn ich müde bin, kann ich mich in die Sonne legen und schlafen; hab' ich mir ein Paar Carlini verdient, kann ich mit meinen Kameraden alla mora spielen; Nachts kann ich unter dem Fenster meiner Liebsten ruhen und Morgens, wenn sie erwacht und ihre Jalousien öffnet, sie fragen: Wie hast Du geschlafen, mein Kind? Dem Allem muß ich entsagen, wenn ich Euer Diener bin. Glaubt ja nicht, lieber Herr, daß ich stolz oder hochmüthig sei. Gern will ich Euch dienen, wann und wo ich kann; doch will ich Euch dienen als freier Mann, nicht als bezahlter Knecht. Wir Lazzaroni sind blutarme Teufel, aber

mehr als alles Gold lieben wir unsere Unabhängigkeit, unsere Freiheit. Ach, Ihr wüßt nicht, wie schön es ist, sich sagen zu können: Niemand auf der Welt hat Dir etwas zu befehlen; Du kannst thun, was Du willst!

— Und willst Du ewig ein Lazzarone, ein Bruder Habenichts, ein Bettler bleiben?

— Ach, Signor Taddeo, gern möchte ich etwas Anderes werden.

— Und was denn zum Beispiel?

— Ein Künstler, ein Schauspieler oder, weit lieber noch, ein Sänger.

— Dazu aber, lieber Junge, muß man Talent und vor Allem eine hübsche Stimme haben.

— Die hab' ich, lieber Herr, erwiderte der Lazzarone verschämt und schüchtern.

— Ei so sing' mir doch was.

— Versteht Ihr was davon?

— Glaubst Du, daß Unsereiner, weil er Thierarzt ist, nichts von der Musik versteht? Dort ist ein Klavier. Du singst, ich begleite Dich, sagte der Maestro und setzte sich ans Instrument.

— Ach, lieber Herr, was soll ich singen?

— Was Du willst.

— Nun denn, Signor Taddeo, dann will ich Euch das Lied singen, welches meiner Francilla so gut gefällt, daß ich's jede Nacht beim Mondenschein unter ihrem epheuumrankten Fensterlein wiederholen muß. Das Lied ist aus der Oper eines jungen Maestro, der in Mailand leben und Rossini heißen soll.

— Laß hören das Lied.

— Languir per una bella! begann der Lazzarone mit zitternder Stimme.

Meister Joachim horchte mit gespanntem Ohre und war nicht wenig überrascht, eine der kräftigsten und keckesten Tenorstimmen zu hören.

— Bravo, bravo, mein Junge! Du hast eine prächtige Brust! Brülle nur zu! Genire Dich nicht! Du singst ja wunderschön!

Der arme Teufel, aufgemuntert durch das Lob des guten Thierarztes, ließ seiner Stimme freien Lauf und fing nun dergestalt zu brüllen an, daß die Fensterscheiben zitterten.

— Nur zu! Wenn auch ein Paar Töne überschnappen, das schadet nichts, mein Junge. Ah, auch trillern kannst Du? Bravissimo, Meister David!

— — — — — — — — —

Die Arie war zu Ende. Der Lazzarone wischte sich mit der Mütze den Angstschweis von der Stirn und fühlte sich durch den Beifall seines Freundes bis in die Fußzehen geschmeichelt.

— Höre, Junge, Dein Glück ist gemacht! In Deiner Kehle liegt ein Schatz vergraben. Du mußt Sänger werden!

— Ihr treibt wohl nur Scherz mit mir?

— Nein, Bursche nein! Das, was ich Dir sage, ist völliger Ernst. Du hast eine herrliche Stimme und viel Anlage zum Singen. Ich, ich werde Dich ausbilden.

— Ihr? fragte Torquato mit komischem Staunen.

— Du zweifelst daran, weil ich Hühneraugendoctor und Thierarzt bin. Wie aber, wenn ich Dir sage, daß ich Dich nur gefoppt habe, daß ich ein Anderer bin?

— Als ich Euch spielen hörte, dachte ich mir gleich, der versteht das! Ach, Eccellenza, wollt Ihr mir nicht sagen, wer Ihr seid?

— Ich bin der Mann, der Dein Lied componirt hat.

— Ihr seid Rossini? wiederholte der Barfuß mit unbeschreiblicher Freude. Ach, lieber Herr, dann erlaubt, daß ich Euch umarme.

— Thu', was Du nicht lassen kannst.

— Ich habe den Maestro Rossini umarmt! Wenn das mein Mädchen erfährt, ach, dann hat es mich gewiß noch einmal so lieb!

— Kennt mich Deine Francilla?

— Auch sie singt Eure Lieder und sagte erst gestern: ach, wär' ich doch einmal so glücklich, den Mann zu sehen, der diese Lieder gemacht! Was würdest Du thun? fragte ich. Was ich thun würde? sagte sie. Ich würde ihm meine schönsten Blumen geben, und fragte er mich, was er mir schuldig sei, würde ich ihm antworten: einen Kuß!

— Bei Gott, den soll sie haben! Von morgen an besuchst Du mich täglich, ich will Dir Unterricht im Singen geben und nicht mehr Rossini heißen, wenn ich nicht einen guten Sänger aus Dir mache.

— Juchhe! rief der Lazzarore und rannte, halb wahnsinnig vor Freude, zu seiner Francilla.

11.

Damals war Rossini fleißiger als je.

Bis eilf Uhr lag er im Bette. Von Eilf bis Zwölf gab er dem „Meister Nieswurz" Unterricht im Gesang und hatte seine Freude an den Fortschritten des gelehrigen Schülers. Von Zwölf bis Eins fand man ihn auf dem Molo bei einem der ersten Delicatessenhändler, um dort frische Austern, oder was eben die Jahreszeit brachte, dem liebsten seiner Freunde — dem Magen — als zweites Frühstück anzubieten. Von Eins bis Zwei besuchte er Signora Colbrand, die ihm Anfangs etwas langweilig, bald aber von Tag zu Tag anziehender erschien. Von Zwei bis Drei saß er unter dem mit exotischen Gewächsen ausgeschmückten Zelte des schönsten Kaffeehauses auf der Chiaja, um die Zeitungen zu durchfliegen, ein Paar Becher Gefrorenes zu schlürfen und dann und wann — mit David oder Garcia — eine Partie Domino oder Billard zu spielen. Von Drei bis Fünf flanirte er in den Straßen auf und ab, blieb oft eine Viertelstunde vor dem Auslagkasten

eines Bilderhändlers oder vor dem Schaufenster einer Putzmacherin stehen, lustwandelte im Schloßgarten und liebäugelte dort mit jeder Schürze. Von Fünf bis Sieben aß er an Barbaja's lucullischer Tafel, beneidete die unmenschliche Eßlust seines Freundes und bemühte sich, dem dicken Vorbilde bestmöglichst nachzueifern. Von Sieben bis Zehn trieb er sich im Theater, auf der Bühne oder unter den Zuschauern umher und kokettirte mit jeder Loge, in der er ein erträglich hübsches Gesicht erblickte. Nach Zehn besuchte er eine seiner Eroberungen, bei der er bis um Mitternacht zu verweilen pflegte. Pfeifend und trällernd schlenderte er von dort nach Hause, um sich in die Arme des Schlummers zu werfen, der nie lange auf sich warten ließ.

Wo und wann aber, hören wir fragen, componirte er? Eigentlich nirgends und doch überall. Im Bette und auf der Straße, am Billard und beim Domino, umtanzten ihn die Melodien wie dichte Mückenschwärme. Rossini ist einer jener Glücklichen, die einem Gedanken nicht keuchend nachzurennen brauchen, um ihn endlich beim Rockschooße zu erwischen. Er läuft nicht den Melodien, die Melodien

laufen ihm nach. Große Schaaren umschwärmen ihn, treiben ihren tollen Scherz mit ihm, zupfen ihn bald da, bald dort und lassen sich gutwillig von ihm einfangen. Bisweilen hat er dann eine solche Fülle von Melodien, daß er nicht weiß, wo er sie unterbringen soll; dann läßt er sie fortfliegen, wie junge Lachtauben, die auf einen Wink ihres Herrn ungesäumt zu ihm zurückkehren.

Morgens, sobald er ausgeschlafen hat, greift er unter sein Kopfkissen und holt sein Libretto und ein Päckchen Notenblätter hervor. Einen Bleistift in der Hand schüttet er einen Strom von Melodien aufs Papier. Während er seine Chokolade leert, entführt ihm ein scharfer Luftzug, der durch die halbgeöffneten Gitterladen streift, das Notenblatt, worauf er in einem Nu ein Stück Arie oder Duett hingestreut hat. Zu bequem, um deßhalb sein Bett zu verlassen, nimmt er ein anderes Blatt, läßt das angefangene Stück auf der Erde liegen und fängt schnell ein neues an. Göttlicher Rossini! Es ist wahr: Du bist ein unerschöpflicher Springquell sonniger Töne. Deine Partituren sind Trüffeln in Musik eingelegt, Austern in Melodien aufgelöst. Neidenswerther Maestro!

Gleich in der ersten Zeit seiner Ankunft in Neapel war er mit Lady Esther Monmouth, einer Nichte des englischen Gesandten, bekannt geworden. Diese wegen ihres unverschämten Reichthums in großem Ansehen stehende Dame gehörte zur Klasse jener ziemlich alten Närrinnen, die für Alles schwärmen, was Kunst heißt. Musik und Malerei, Archäologie und Numismatik, Literatur und Poesie waren ihre Steckenpferde. Außerdem galt Lady Esther als eine der leidenschaftlichsten Autographen-Sammlerinnen.

Lady Monmouth's Salon, der auf der Chiaja lag, war der Mittelpunkt aller Künste und das Hauptquartier, in dem wöchentlich ein Mal, Mittwochs von acht bis zwölf Uhr Nachts, Jeder, der auf den Namen eines Künstlers oder Gelehrten Anspruch machen durfte, freien Zutritt hatte und der Dame des Hauses sehr willkommen war. Und da Milady einen „göttlichen Wein" und einen „himmlischen Koch" hatte, fehlte es keiner ihrer Abendgesellschaften an Gästen, die wirklich Künstler waren oder sich für solche ausgaben.

An einem jener Mittwoche, an dem auch der „Schwan von Pesaro" zugegen war, hatte Lady

Monmouth ihrem Zirkel den reichen Schatz ihrer Handschriften-Sammlung, einen Carton nach dem andern, gezeigt und Manchen darunter, die für diese Liebhaberei von gleicher Neigung beseelt waren, einen hohen Genuß, Vielen hingegen, die dieser Manie keinen Geschmack abgewinnen konnten, so viel Langeweile eingeflößt, daß sie fast verzweifeln wollten. Zu Letztern gehörte auch Maestro Rossini.

— Wollen Sie mir glauben, meine Herren, begann Lady Esther, daß diese Autographen-Sammlung mich bereits mehr als dreißigtausend Pfund Sterling kostet?

— Ein hübsches Sümmchen, meinte der Componist des Tankred.

— Dafür ist aber auch meine Sammlung eine der vollständigsten; täglich bin ich so glücklich, neue kostbare Erwerbungen zu machen. Erst gestern erstand mein Bibliothekar auf einer Auction eine Handschrift des großen Pergolese, die berühmte Arie „Per queste amare lagrime“, die er im Jahre 1732 für seine Oper „Sallustia“ und für die gefeierte Primadonna Facchinelli componirt hatte. Ich habe für

diese in meinen Augen unbezahlbare Reliquie ein wahres Spottgeld, armselige zweihundertvierzig Scudi bezahlt.

— Das schöne Geld, seufzte Meister Joachim, im Innersten empört über diesen wahrhaft kindischen Mißbrauch ihres Reichthums.

— Sie finden das theuer? Ich nicht! In meinem Vaterlande zahlt man mir mit Freuden das Doppelte dafür; doch gebe ich solchen Schatz um keinen Preis der Erde weg. Mir fehlen nur zwei Handschriften noch, dann ist meine Sammlung italienischer Tondichter ziemlich vollständig ...

— Milady suchen noch ...

— Einen Giacomo Peri und einen Alessandro Stradella. Der Erstere ist, was wohl Jedem von Ihnen bekannt sein wird, gleichsam als Schöpfer des lyrischen Dramas zu betrachten. Seine „Dafne“, welche 1597 am Hofe der Medicäer, und seine „Euridice“, die drei Jahre später zur Vermählungsfeier der Prinzessin Maria von Medicis mit König Heinrich IV. von Frankreich, gleichfalls in Florenz zur Aufführung kamen, machten solches Aufsehen, daß man von ihnen den Anfang der italienischen

Oper datirt. Vom Zweiten erzählt mein berühmter Landsmann Dr. Charles Burney im vierten Bande seiner „Geschichte der Musik“ eine höchst interessante Thatsache, die vielleicht nur Wenigen bekannt sein dürfte. Stradella, einer der ausgezeichnetsten Componisten und Violinspieler des siebzehnten Jahrhunderts, von ganz Italien „Apollo della musica“ genannt, hatte sich in Venedig in eine junge Dame verliebt, welche ihm heimlich nach Rom gefolgt war. Der Bräutigam, der das Gelübde gethan, diese Schmach durch Stradella's Tod zu rächen, eilt nach Rom, dringt in die Kirche, in der so eben — wie er erfahren hatte — des Künstlers Oratorium „San Giovanni“ aufgeführt wird — um hier an gottgeweihter Stätte den scharfgeschliffenen Dolch in seines Nebenbuhlers Herz zu stoßen; aber das heilige Rauschen der Musik und Stradella's entzückendes Geigenspiel verwandeln dessen glühende Rache in tiefe Rührung; der gezückte Dolch entsinkt seiner Hand; er verzeiht seinem Feinde und giebt ihm Geld, um mit der Geliebten zu entfliehen; der Vormund Hortensien's aber, unerbittlicher als der großmüthige Bräutigam, dingt römische Banditen, die ihn in

Genua erreichen und nach der ersten Aufführung seiner mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommenen Oper „La forza dell' amor paterno" überfallen und ermorden.

— Herrlicher Stoff zu einer Oper! bemerkte ein junger Dichter.

— Schreiben Sie mir solch ein Libretto, ich componire es auf der Stelle [1]), sagte Rossini.

— Schaffen Sie mir eine Handschrift jenes Stradella, rief Lady Esther, und ich zahle Ihnen dafür, was Sie verlangen.

— Der Närrin kann geholfen werden, sagte Rossini zu sich selbst und machte sich, um nicht daran zu vergessen, heimlich einen Knoten in sein Schnupftuch.

Das wollen auch wir vorläufig thun.

---

1) Vor einigen Jahren hat ein deutscher Komponist, Niedermeyer, dieses Sujet in Musik gesetzt und in der Pariser Académie de musique zur Aufführung gebracht. Vor Kurzem hat auch ein Mecklenburger, Flotow, denselben Stoff componirt.

12.

Es ist vier Uhr Nachmittags und die Hitze so überwältigend groß, daß Alles, was nicht zu arbeiten braucht, Siesta hält.

Wir bitten unsere Leser, uns in die Wohnung der Signora Colbrand zu begleiten. Wir finden Herrn Barbaja bei ihr in einem zeltartig drapirten, schattigkühlen, mäuschenstillen Gemache, das, ganz zum Ruhen geschaffen, nicht mehr als zwei Möbel enthält: einen runden Tisch und ein großes, höchst bequemes Ruhebett. Auf dem Tische steht eine prachtvolle Vase mit Blumen, umgaukelt von bläulichem Sonnenlichte, das sich neugierig durch die Zwischenräume der halbgeschlossenen Gitterfenster hindurchgestohlen hat. In der einen Ecke des Sophas sitzt der dicke „Sultan“ so ungenirt, als ob er hier bei sich zu Hause wäre, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weste und gelüftetem Halstuch, keuchend wie ein Kameel, das, schwerbeladen, einen weiten Weg zurückgelegt und sich von der Ermüdung noch nicht erholt hat; in der andern Ecke lehnt seine Favorite,

nur halb angekleidet, den Kopf auf ein gesticktes Ohrkissen, den einen ihrer in rothseidenen Pantöffelchen steckenden Füße auf den Teppich, den andern nachlässig auf dem bereitwilligen Schoos ihres Freundes hingestreckt — eine Gruppe, die wir uns von dem galanten Pinsel eines Noël Maurin gemalt wünschten, um sie, eingerahmt, der heitern Gallerie unseres Schlafzimmers einverleiben zu können.

— Uff! wie heiß, wie unerträglich heiß! stöhnte der halbaufgelöste Impresario. Ich schwitze wie ein Hase am Bratspieß und bin matt wie eine Fliege. Und Du, schwarzer Engel?

— Ich möchte schlafen, schlafen ...

— Höre, das verbitte ich mir! Schlafe, wenn ich gehe; aber so lang' ich bei Dir bin, will ich von Dir unterhalten sein.

— Hab' ich Dich heut' nicht schon genug unterhalten?

— Uff! stöhnte der Sultan und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schweis von der Stirn. Ach ja, fügte er nach kurzer Pause hinzu, nun aber laß uns noch ein wenig plaudern.

— Wovon? gähnte Signora.

— Wovon Du willst. Sag' mir unter Anderm, wie gefällt Dir mein Freund Rossini?

— Das frägst Du jedesmal. Wie oft, Domenico, soll ich Dir sagen, daß er mir gar nicht gefällt?

— Gar nicht? Uff! Woher kommt das?

— Der Maestro ist ein eitler, eingebildeter Geck, dem auf der Stirn geschrieben steht, daß er im albernen Wahne lebt, jedes weibliche Wesen müsse sich von seiner männlichen Schönheit hingerissen, bezaubert und entzückt fühlen.

— Der Kerl, sag' ich Dir, macht bei manchen Weibern rasend viel Glück. Er singt ihnen am Klaviere seine Lieder vor, verdreht dabei die Augen wie ein abgestochenes Kalb und das gefällt dem verliebten Weibervolk.

— Mir mißfällt er.

— Das gereicht Deinem Geschmack zu großer Ehre! Uff! Besucht er Dich häufig?

— Leider fast täglich.

— Und bleibt er lange bei Dir?

— Kaum eine halbe Stunde.

— Und was treibt er während der Zeit?

— Wir sehen uns an und gähnen ein Duett. Dann frage ich ihn: Wie steht's mit Ihrer neuen Oper? Wie weit sind Sie mit Ihrer Elisabeth? Ich werde bald fertig mit ihr sein, sagt er immer, obgleich ich fest überzeugt bin, daß er noch gar nicht angefangen hat.

— Das sieht dem Faulthier ganz ähnlich. Er stiehlt dem lieben Gott die Zeit und mir das Geld. Seit zwei Monaten hat er zweitausend Francs Gage und fast schon eben so viel Vorschuß von mir erhalten und was hat er dafür gethan? An meiner Tafel geschwelgt und ... gefaullenzt. Sprich, Angélique, hat er Dir noch niemals eine Schmeichelei gesagt?

— Noch nie!

— So ist es also wirklich wahr, daß er Dich nicht leiden kann. Als ich ihn gestern halb im Scherze, halb im Ernste ausforschte, wie Du ihm gefallest, antwortete er mir ganz kurz und bündig: gar nicht! Und als ich ihn fragte, wie das möglich sei, sagte der Dummkopf: Du seist nicht mehr jung, habest einen allzubraunen Teint und eine allzudicke Nase ...

— Ha, ha, sagte er das wirklich?

— Er sagte noch mehr: Du hättest ein ganz alltägliches Gesicht, das nur auf der Bühne, beim Lampenlichte, Effect macht. Bei Tage seist Du so alt und häßlich, daß er nicht begreife, wie Jemand so dumm sein könne, sich in Dich zu verlieben.

— Au, au, schrie sie plötzlich halb lachend, halb weinend.

— Was ist los?

— Mich beißt's! sagte die Colbrand und kratzte sich am Knöchel des Fußes, der auf seinem Schooße lag.

— Ein Floh! Warte, Kind, ich fange ihn! sagte der Sultan, löste das über dem Knie befindliche Strumpfband, zog den seidenen Strumpf bis zum Knöchel herab und suchte den „Nero des Unterrocks".

— Hast Du ihn? fragte die Primadonna.

— Noch nicht! erwiderte der Impresario, der das entblößte Bein von allen Seiten untersuchte, um den Missethäter zu entdecken.

Doch in demselben Augenblick klopfte es. Signora zog rasch ihr Bein zurück und rief Herein.

— Was bringst Du? fragte sie die Kammerzofe, die eingetreten war.

— Einen Brief, der eben angekommen ist.

— Wie oft hab' ich Dir gesagt, daß ich, wenn Signor Barbaja mir Gesellschaft leistet, unter keinem Vorwande gestört sein will. Gieb her den Wisch!

Das Kammermädchen gab ihr den Brief und entfernte sich. Signora erbrach das Siegel, warf einen Blick auf die Unterschrift des Billets und steckte es dann mit einer Miene, in der sich ein hoher Grad von Verlegenheit abzuspiegeln schien, in ihren sammetweichen Busen.

— Was enthält dies Billet? fragte der verdachtschöpfende Othello.

— Nichts, gar nichts, stammelte die Sängerin, bis zur Stirn erröthend.

— Lüge nicht, Colbrand! Du erröthest nicht umsonst. Her mit dem Billet!

Eine französische Chronik erzählt, daß Ludwig XIII., einst in einer ähnlichen Situation, seine Keuschheit so weit getrieben habe, zu einer Kaminzange seine Zuflucht zu nehmen, um mit Hilfe derselben ein geheimnißvolles Billet, das eine seiner Hofdamen, Fräulein von Hauteroche, in den Schnee

ihres Busens versenkt hatte, aus dem reizenden Versteck hervorzuziehen. — Signor Barbaja war der Mann, der dazu keiner Zange bedurfte. Seine Hand griff plump hinein und sah sich, trotz des Widerstandes der Colbrand, bald in den Besitz des mysterieusen Briefes, der seine Eifersucht dergestalt entflammt hatte, daß er in diesem Augenblick — vielleicht zum ersten Male in seinem langen Leben — aufrichtig bedauerte, die Kunst des Lesens nur vom Hörensagen zu kennen.

— Colbrand, ich frage Dich zum letzten Male, was steht in diesem Briefe?

— Lies! erwiderte sie mit lakonischer Ruhe.

— Du weißt, Colbrand, daß das Lesen ...

— Eine Deiner schwächsten Seiten ist. Ich will mich Deiner erbarmen. Sieh', Alter, ich Aermste habe hinter meinem Rücken wieder eine neue, äußerst glänzende Eroberung gemacht. Ein verliebter Gimpel hat sich, ohne meinen Willen, im Netze meiner Reize gefangen. Der Gimpel bittet mich, ihm seine goldenen Federn auszurupfen ...

— Und der Name dieses elenden Gimpels?

— Marchese Silvio Tacconi lautet die Unterschrift.

— Ich kenne nur einen Marquis dieses Namens, einen Büchernarren, der über hunderttausend Livres Renten besaß, welche nicht hinreichten, seine Bücherwuth zu befriedigen. Er kaufte eine Unmasse von Büchern, ohne eines davon zu lesen. Als der Einfaltspinsel auf diese Weise sein ungeheures Vermögen vergeudet hatte, gerieth er auf den unglückseligen Einfall, falsche Banknoten zu machen; er wurde ertappt und — so viel mir bekannt ist — gehängt. Der also kanns wohl nicht sein.

— Vielleicht ein Anverwandter jenes Narren, aber ohne Zweifel ein eben so großartiger Verschwender, als sein Namensvetter. Höre, was er mir schreibt:

Signora.

Der Unterzeichnete hat das Glück gehabt, Sie gestern Abend als Cora [1]) bewundern zu dürfen. Sein Entzücken hat den höchsten Gipfel erreicht. Seit lange liegt er mit sich selbst im Kampfe, ohne

---

1) In der Oper „Alonso e Cora" von Simon Mayr.

einig werden zu können, ob er in Ihnen die große, unerreichbare Gesangskünstlerin — Italiens erste Philomele, die Königin von San Carlo — oder blos die unvergleichlich süße Frau — Spaniens hinreißendste Schönheit — anbetet. Seit dem Augenblick, wo er Sie, umstrahlt von dem Heiligenscheine Ihrer Kunst, als Cora gesehen und gehört, steht es unwiderruflich fest, daß er ohne Sie, zwiefach angebetete Signora, nicht länger leben mag, nicht länger leben kann. Der Unterzeichnete wagt nun im Gefühle seiner brennendheißen Liebe, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Da er das Unglück hat, verheirathet zu sein mit einer Frau, die er nicht liebt, kann er Ihnen nur sein Herz, nicht seine Hand anbieten. Mit tausend Freuden legt er Ihnen seinen ganzen Reichthum zu Füßen, wenn Sie sich — anbetenswürdiger Engel — aus der lichten Höhe Ihrer Himmel herablassen wollen, ihm vorläufig — bis zum Tode seiner Gattin — das zu sein, was Sie seit drei Jahren einem alten, häßlichen Geizhalse sind, der Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihr Talent nicht zu würdigen versteht. Der Unterzeichnete

läßt Ihnen drei Tage Frist zu ruhiger und reiflicher Ueberlegung; am vierten Tage wird er sich die Freiheit nehmen, persönlich zu erscheinen, um aus Ihrem Engelsmunde die Kunde seines Glücks, die Erfüllung seines liebsten Wunsches oder sein Todesurtheil zu vernehmen. Gestatten Sie, heißgeliebtes Weib, mich bis dahin nennen zu dürfen

Ihren

wärmsten Verehrer,

Marquese Silvio Tacconi.

— Der Kerl ist ein Narr, ein Esel, ein Krokodil! rief Barbaja, in der größten Wuth aufspringend und sich seine Weste zuknöpfend.

— Signor Barbaja, was berechtigt Sie zu diesem Glauben? fragte die Colbrand mit wohlberechneter Kälte.

— Wie kann der Schurke sich unterstehen, mich einen alten häßlichen Geizhals zu nennen?

— Du bist ja nicht genannt ...

— Aber er meint doch keinen Andern als mich. Und kann ich denn noch mehr für Dich thun, als ich bisher für Dich gethan? Erhältst Du nicht fünfundvierzigtausend Francs Gage, vierundzwanzigtausend

Francs Nadelgeld und Geschenke, wie sie selbst der König seiner Floridia nicht macht?

— Wie oft muß ich anhören, was Sie für mich thun. Sie vergessen, Signor Barbaja, daß ich nur die Hand auszustrecken brauche, um mit jedem Finger einen Cavalier zu födern, der mir — wie dieser Marchese da — mit tausend Freuden seinen ganzen Reichthum zu Füßen legen, sich mir zu Liebe ruiniren würde. Damit Sie sich überzeugen, kalter Egoist, daß Signora Colbrand großmüthiger ist und Ihnen nicht aus Eigennutz, sondern aus Neigung zugethan bleibt, vernichtet sie vor Ihren Augen diesen Wisch.

— Und was wirst Du ihm antworten?

— Nichts! erwiderte die Primadonna mit tragischem Pathos und zerriß das Billet in tausend kleine Fetzen.

— Und wenn er kommt?

— Werde ich ihn nicht vorlassen.

— Höre, Colbrand, das hätte ich Dir, beim Unterrock der Mutter Gottes! wahrhaftig nicht zugetraut, sagte der Sultan und drückte seine Favorite eben so plump als possirlich an sein Herz. Für

diesen neuen Beweis Deiner Anhänglichkeit sollst Du noch heute Gelegenheit erhalten, meine unerschöpfliche Großmuth zu bewundern.

Dann zog er sich seinen Rock an und ging. Signora machte hinter seinem Rücken eine Pantomime, die zu sagen schien: Alter Spitzbube, Niemand weiß Dich besser zu kirren, als ich.

13.

Wir wollen nun auch einer Stunde des Unterrichts beiwohnen, den unser liebenswürdiger Maestro Rossini seinem barfüßigen Schüler ertheilt.

— Seit wann unterrichte ich Dich nun? fragte er ihn eines Morgens.

— Seit acht Wochen, lieber Herr.

— Und was hast Du, fauler Schlingel, während dieser Zeit gelernt?

— Ich kannte keine Note ...

— Und jetzt?

— Singe ich schon Alles vom Blatt.

— Ich bin mit Dir zufrieden, Meister Nieswurz,

sagte Rossini und fing, weil er den armen Teufel gern zu necken pflegte, bei Nennung dieses Spitznamens herzhaft zu niesen an. In einigen Tagen werde ich Dich dem Director der Oper vorstellen, in dessen Gegenwart Du Deine Prüfung ablegen sollst. Der Himmel sei Dir gnädig, wenn Du mir Schande machst. Bestehst Du aber, so werde ich Dich vorläufig im Chor anstellen und dafür Sorge tragen, daß Du, wenn Du nicht faul bist, bald weiter kommen sollst. Nun aber, Signor Elleboro — Corpo di Bacco, ich muß schon wieder niesen! — nun aber ist es hohe Zeit, daß Du den Lazzarone ganz bei Seite wirfst und nicht mehr wie ein lüderlicher Kerl, sondern wie ein anständiger Mensch einhergehst ...

— Ach, Meister, wie fang' ich das an? fragte der treuherzige Bursche.

— Hast Du außer diesem kostbaren Exemplar polizeiwidrig-schmutziger Sackleinwandhosen, die Du beständig trägst, vielleicht noch ein Paar Sonntagshosen?

— Sonntagshosen kenne ich nur dem Namen nach.

— Hast Du Stiefel?

— Ich habe, so lange ich lebe, noch keinen Stiefel auf meinem Fuße gehabt.

— Auch keine Schuhe?

— Ein einziges Mal bekam ich von einem Mylord Goddam ein Paar Schuhe geschenkt ...

— Und was hast Du damit angefangen?

— Ich hab' sie ins Wasser geworfen, weil sie mich gedrückt haben.

— Hast Du einen Rock?

— Auch dieses Kleidungsstück kenne ich nur vom Sehen; ich selber habe mir niemals einen Rock gewünscht.

— Und warum nicht?

— Weil ich mir einbilde, daß so ein Rock sehr unbequem sein muß.

— Sehr wahr! Auch ich liefe bei großer Hitze gern, wie Du, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln umher; aber wenn man Künstler werden will, darf man nicht wie ein Lumpenkerl herumlaufen. Heute Abend wirst Du unten in der Wohnung des Portier eine vollständige Garderobe finden; vergiß nicht, sie von hier abzuholen. Morgen früh erwarte ich Dich in vollem Staate ...

— Muß ich denn auch Stiefel anziehen?

— Das versteht sich. Glaubst Du, ich kann dem Impresario einen Menschen, welcher Chorist werden will, als Barfuß vorstellen? Statt der Mütze wirst Du von Morgen an einen Hut tragen ...

— Einen Hut? wiederholte der Lazzarone tief betrübt.

— Einen Hut und zwar den weißen dort, den ich nicht mehr tragen will.

— Meine Kameraden, Meister, werden mich auslachen ...

— Du aber wirst gehorchen oder bleiben, was Du bist, ein Vagabund, ein Bettler, ein Tagedieb ...

Der arme Lazzarone fing wie ein Kind zu weinen an.

— Schwachkopf, warum heulst Du?

— Weil ich von morgen an nicht mehr diese Mütze tragen soll. Und diese Mütze ist doch so leicht und bequem, noch so neu und hübsch! Hunderte meiner Kameraden haben mich um sie beneidet. Und bedenkt, Maestro, daß meine Francilla mir diese Mütze genäht, daß sie ein Andenken von ihrer lieben

schönen Hand ist, sprach Elleboro, dem dabei die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen.

— Nun denn, so kannst Du sie Nachts tragen, wenn Dich Niemand sieht.

— Dann bin ich zufrieden! sagte Torquato, dessen Gesicht sich plötzlich aufgeheitert hatte.

— Jetzt aber trolle Dich! Uebe noch fleißig den Lauf ein, den ich Dir heute vorgesungen, hole Dir Abends Deine Kleider und stelle Dich morgen pünktlich zur Prüfung ein.

Der Lazzarone ging und bald darauf verließ auch der Maestro seine Wohnung, um seinem Magen beim alten Delicatessenhändler auf dem Molo neuen Vorspann zu geben.

— — — — — — — — —

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, erschien in der Loge des Schweizers Meister Nieswurz, um sich seine neue Garderobe, die aus lauter alten Kleidungsstücken seines Lehrers bestand, pflichtschuldigst abzuholen.

— Ecco! sagte der Portier, auf ein ziemlich großes Bündel weisend, das im Winkel lag. Du findest darin drei neugewaschene Vatermörder, ein

weißes, ein schwarzes und ein buntes Halstuch, zwei Westen, einen herrlichen Hosenträger mit Stahlschnallen, drei Hemden, darunter auch ein gewaschenes, ein Paar Winter- und zwei Paar Sommerhosen, zwei Paar Stiefel, einen hellgrünen Rock, einen weißen Filz, vier Schnupftücher und drei Paar alte Handschuhe, in Summa Summarum sechsundzwanzig Stück, eine Garderobe, die selbst dem heiligen Januarius, der ein großer Stutzer gewesen sein soll, keine Schande machen würde. Der Maestro hat Dich wahrhaft fürstlich ausgestattet. Gratulire von ganzem Herzen! In dem maigrünen Rock wirst Du wie der heilige Pancratius aussehen und auch der weiße Filzdeckel wird Dir nicht übel stehen, sagte der Schweizer und fing dabei sehr boshaft zu lachen an.

— Und warum lachst Du? fragte Ellebora, das Bündel unter den Arm nehmend.

— Weil mir soeben der Popanz einfällt, den wir draußen auf unserm Weinberge als Spatzenschrecker hingestellt haben.

— Ich verstehe! Du sagtest vorhin, ich würde im warmen Rocke wie der heilige Pancratius aussehen.

Pancratius ist ein nobler Herr, und damit Du siehst, daß auch ich nicht schmutzig bin, so nimm dies Trinkgeld, sagte Meister Nieswurz, gab dem Schweizer ein Kopfstück und rannte lachend zur Thür hinaus.

— Warte, Spitzbube! rief ihm der Dicke nach. Diese Ohrfeige ist Dir nicht geschenkt!

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Am andern Morgen, lange vor Sonnen-Aufgang, machte der Lazzarone unter Gottes freiem Himmel zum ersten Male in seinem Leben Toilette. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte er seine alten Lumpen abgestreift und einen neuen Menschen angezogen. Ein armer Teufel, der sein Lebelang niemals Rock und Stiefel getragen, weiß sich schwer hineinzufinden, zumal wenn sie Beide, wie's hier der Fall war, ein groß wenig zu eng sind. Die Stiefel, zu deren Anziehen er fast eine ganze Viertelstunde gebraucht, drückten ihn dergestalt, daß er ächzte und stöhnte, als hätte man seinem Fuße Daumschrauben angelegt, um ihm einen kleinen Vorgeschmack von den Qualen der Folter zu verschaffen. Der weiße Filz auf dem starkbehaarten Kopfe wackelte

hin und her; die steifen Vatermörder guckten aus dem Halstuche wie zwei große weißangestrichene Meilenzeiger hervor; die beiden Arme standen vom Rumpfe so weit ab, daß sie einen Halbkreis beschrieben und beständig in ermüdender Schwebe hingen.

So angezogen, ein Bündel unterm Arme, das den Rest seiner Garderobe enthielt, lief er, trotz der drückenden Stiefel, die ihm manches Ach und Oh erpreßten, nach der abgelegensten Vorstadt, nach Francilla's Wohnung. Dort angekommen, stellte er sich unter ihr Fenster hin und pfiff. Das Blumenmädchen kannte dies Signal, eilte ans Fenster, öffnete und sah hinab. Anfangs glaubte die Kleine einen wildfremden Menschen vor sich zu sehen, als sie ihn aber bald darauf erkannte, brach sie in ein so schallendes Gelächter aus, daß dem armen Nieswurz in seinem neuen Anzuge ganz angst und bang wurde. Er selber kam sich darin so ungeheuer lächerlich, so ungemein täppisch und unbeholfen vor, daß er aus Haut und Rock hätte fahren und Hut und Stiefel hätte abwerfen mögen, um vor seinem Liebchen wieder als Lazzarone im vollen Staate seiner Lumpen dazustehen.

— Heilige Mutter Gottes, rief Francilla unter Lachen, wie siehst Du aus? Ist denn jetzt Carneval, daß Du als Maske herumlaufen willst, damit Dich Niemand erkennen soll? Sprich, amico, was soll die Mummerei vorstellen?

— Ach, Francilla, seufzte der arme Bursche, indem er einen unbeschreiblich wehmüthigen Blick zuerst auf sein engelschönes Mädchen und dann auf seine verteufelt knappen Stiefel warf; denke Dir meine Qual: in diesem Anzuge soll ich nun alle Tage herumlaufen ... nicht mehr barfuß gehen ... nicht mehr die Mütze tragen, die Du mir zu meinem Namenstage geschenkt ...

— Sprachst Du nicht immer, ich bin mein freier Herr; Niemand hat mir was zu befehlen ...

— Jetzt, Francilla, muß ich gehorchen ...

— Und wem denn? fragte das Blumenmädchen.

— Meinem Maestro, dem guten Signor Rossini, der Dich und mich so lieb hat, der für mich sorgen und mich beim Theater anstellen will, damit ich mir Geld verdienen und Dich heirathen kann.

— Der liebe, gute Herr! Ja, wenn der Dir

befohlen hat, Stiefel zu tragen, dann darfst Du nie mehr barfuß gehen.

— Ach, Francilla, wenn Du wüßtest ...

— Was denn, mein Lieber?

— Wenn Du wüßtest, wie diese verdammten Stiefel mich drücken, Du würdest Mitleid haben und mir sagen: Komm hinauf zu mir, Torquato, ruhe aus bei mir, ich will Dich trösten ...

— Närrischer Kauz, worüber soll ich Dich trösten?

— Ueber die Stiefel, die mich drücken, und über die Mütze, die ich nicht mehr tragen soll. Darf ich hinaufkommen zu Dir?

— Nein, Liebster, das schickt sich nicht. Was würden die Nachbarn dazu sagen, erführen sie, daß ich Dir erlaubt habe, mich zu besuchen. Die leichtsinnige Dirne, würden die bösen Mäuler schreien, da sitzt sie oben in der Kammer mit ihrem Schatze, statt zum Gärtner zu laufen und frische Blumen einzukaufen. Es ist schon spät, mein Torquato, Francilla muß fort ...

— Was aber fange ich mit diesem Bündel an?

— Was ist denn drin? fragte das neugierige Kind.

— Die andere Hälfte der Garderobe, die mir Maestro Rossini geschenkt. Ich habe weder Dach noch Fach. Wo soll ich nun hin damit?

— Ich will Deine Sachen Dir aufheben, und so oft Du etwas brauchst, kommst Du zu mir und pfeifst; dann werfe ich Dir ein Stück nach dem andern herab.

— Willst Du das wirklich thun? fragte der arme Teufel hoch entzückt.

— Bin ich nicht Dein Schatz? Lieb' ich Dich nicht mehr als mich selbst?

— Francilla, Engelskind, Himmelsblume! Corpo di Cristo, ich wäre das glücklichste Geschöpf, wenn mich die elenden Stiefel nicht drückten!

— Warte einen Augenblick, sagte das schöne Kind, lief hinunter, nahm ihm das Bündel ab, gab ihm einen Kuß und zwei große Bouquets, hinzufügend: Das Eine für unsern Freund, das Andere für Dich, mein Schatz, und nun addio, addio, carissimo mio! Auf Wiedersehen heute Abend an der

Villa reale, sprach sie und eilte in ihr Kämmerlein zurück.

— Francilla ist doch gar zu schön und gar zu gut, sagte der arme Teufel und guckte noch lange, lange zu ihrem Fenster hinauf.

Um zehn Uhr begab sich unser metamorphosirter Freund, alle Hauptplätze, auf welchen seine Kameraden sich aufzuhalten pflegen, ängstlich vermeidend, nach der Toledostraße. Unterwegs, in einem abgelegenen, menschenleeren Seitengäßchen, begegnete er zweien seiner Bekannten und wollte ihnen ausweichen; sie aber blieben stehen, hielten ihn fest, begafften ihn von allen Seiten und brachen dabei in solches Gelächter aus, daß dem Ausgelachten ganz schwül zu Muthe wurde.

— Sangue di Dio! sagte der Eine dieser Lazzaroni, Du siehst ja noch spaßhafter als der Palmesel aus, auf dem unser Herr Heiland zu Jerusalem in Prozession herumgeführt worden ist.

— Satanasso! fluchte der Andere. Ist mir so was vorgekommen? Von der Ferne hielt ich Dich für einen Wachsklotz, den ein Schneider aus dem

Fensterkasten herausgejagt, weil er dort zu wenig Maulaffen angelockt hat.

— Ich kenne Euch! Aus Euch spricht der blasse, gelbe, grüne Neid, rief Elleboro beleidigt und rannte fort, so schnell, als die Daumschrauben an den Füßen es ihm erlaubten.

Seine zerlumpten Kameraden blieben noch ein Weilchen stehen, sahen ihm nach und lachten und machten Sprünge, als hätte die Tarantel sie gestochen.

— Der Lump, sagte der Eine, hat entweder eine Terne gewonnen oder einen reichen Mylord bestohlen, denn wie käme er sonst zu Rock und Stiefeln?

— Mir könnte Jemand hundert Scudi schenken, sagte der Andere, ich möchte nicht so aussehen, wie der da!

Gegen Eilf erreichte Meister Nieswürz, an Leib und Seele schwitzend, die Toledostraße.

Der Portier, der schon von Weitem ihn hinkend einhertraben sah, hatte beim Anblick der beiden Blumensträuße, wovon Elleboro den Einen in der Rechten, den Andern in der Linken trug, alsobald seinen

Racheplan ausgesonnen. Er lief in die Loge, nahm ein Blatt Papier, schrieb mit großen Buchstaben ein höchst anzügliches Wort darauf, steckte den Zettel zu sich und eilte hinaus, um den Ankommenden am Eingange des Hausthors zu empfangen.

— Guten Tag, Gevatter, begann der Schweizer, der, ganz wider Erwarten, freundlich wie ein Ohrwürmchen war; zwar hast Du mir gestern ein schlechtes Trinkgeld gegeben, doch darum keine Feindschaft zwischen uns. Ich verstehe einen Spaß und hab' Dich lieb. I Du siehst ja mein' Seel' ganz stattlich aus. Und die wunderschönen Blumensträuße! Aber höre, Gevatter, die mußt Du nicht so steif in den Händen tragen ...

— Ei wo soll ich sie denn hinstecken?

— Ins Knopfloch, Gevatter! Das sieht gar fein und vornehm aus und das liebt mein Herr, vor dem Du heute Probe singen sollst.

— Die beiden Sträuße sind aber viel zu groß und die Knopflöcher viel zu klein.

— Du mußt nicht a l l e Blumen in e i n Knopfloch, sondern in j e d e s höchstens drei bis vier Blumen stecken. Warte, ich helfe Dir!

— Nun, wenn Du glaubst, daß das fein und vornehm ist und daß Dein Herr es gern sieht, so hab' ich nichts dagegen.

Der Schweizer band die beiden Sträuße auf und steckte seinem „Gevatter" vier bis fünf Blumen in jedes Knopfloch.

— Das steht Dir allerliebst; aber hinten auf dem Rücken, Gevatter, bist Du ganz weiß. Warte, ich will Dich abbürsten, sagte der verschmitzte Kerl mit der treuherzigsten Miene, zog während des Bürstens den bewußten Zettel aus der Tasche und heftete ihn mit einer Nadel dicht unter den Rockkragen an. So, nun wirst Du dem gnädigen Herrn gewiß gefallen.

Mit bangem Herzen und peinlich drückenden Stiefeln erstieg Meister Nieswurz die beiden Treppen. Bei seinem Eintreten ins Zimmer brach der Maestro in unbändiges Gelächter aus.

— Kerl, wer hat Dich so aufgeputzt?

— Unten der Schweizer. Er meinte, das sähe fein und vornehm aus.

— Der Spitzbube! Klingle!

In dem Augenblick, als der Lazzarone Kehrt machte und dem Maestro die Hinterfronte zeigte, gewahrte Rossini den Zettel und fing von Neuem furchtbar zu lachen an.

— Warum lacht Ihr Maestro? fragte Elleboro, die Blumen aus den Knopflöchern herausreißend.

— Auf dem Rücken hat Dir Jemand einen Zettel angeklebt ...

— Einen Zettel???

— Auf dem mit großen Buchstaben „Aufgeputzter Pfingstochse“ steht.

— Das hat der Portier gethan. Warte, Schweizer, ich will Dir dafür einen Kuhreigen blasen, daß Du an mich denken sollst.

— Pfui, Meister Nieswurz, wer wird so rachgierig sein! Gestern hast Du dem Schweizer ein Kopfstück gegeben, heute hat er Dich dafür gefoppt; Ihr seid nun quitt und haltet Frieden mit einander, sonst werde ich böse; hörst Du?

In demselben Augenblick trat Barbaja ein.

— Ist der Dein Schüler? fragte der Impresario, welcher sich des Lachens nicht erwehren konnte.

— Mach' Deine Verbeugung, Meister Nieswurz.

Der Lazzarone machte ein höchst linkisches Compliment.

— Der Kerl sieht ja wie ein Heupferd aus!

— Signor Barbaja, ich ersuche Euch, von meinem Schüler mit mehr Achtung zu reden. Sogleich soll er Dir was vorsingen. Du wirst eine Bruststimme hören, wie es unter Tausenden vielleicht keine zweite giebt.

— Na, lege los, commandirte der Sultan.

— Nun nimm Dich zusammen, halte hübsch Tact und detonire nicht, sagte der Maestro, setzte sich an den Flügel, legte ein Notenblatt vor sich hin und fing das Vorspiel an.

Meister Nieswurz räusperte sich und begann Lindoro's Arie „Languir per una bella“ zu singen.

— Teufel, rief Rossini gleich nach den ersten zehn Tacten, Du singst ja heut' schlechter als je. Deine Stimme zittert!

— Ich glaube, der dumme Kerl fürchtet sich vor mir, lachte der Impresario.

— Ach nein, ach nein, winselte der arme Teufel. So kann ich unmöglich singen ...

— Schlingel, was fehlt Dir denn?

— Ach, Maestro, meine Stiefel drücken mich.

Rossini und Barbaja betrachteten sein Piedestal und fingen furchtbar zu lachen an.

— Heupferd, rief der Director, Du hast ja die Stiefel verkehrt angezogen!

— Verkehrt??? fragte Torquato mit allen Zeichen der größten Verwunderung.

— Du hast den rechten Stiefel auf dem linken, und den linken Stiefel auf dem rechten Fuß.

— Also darum drücken mich die Bestien? Ach, Maestro, erlaubt mir, die Stiefel auszuziehen, dann will ich singen, daß Ihr und der Dicke da gewiß mit mir zufrieden sein sollt.

— Meinetwegen, Rhinoceros, kannst Du Dich ganz nackt ausziehen, sagte Barbaja.

Meister Nieswurz zog erst den Rock und dann die Stiefel aus.

— Nun, dicker Herr, paß auf, sprach der Lazzarone, fing das Lied von vorn an und entfaltete die ganze Kraft, den ganzen Schmelz seiner Stimme und sang so richtig, so ruhig, so sicher und so schön, daß der Sultan seine langen Ohren spitzte und aufmerksam zuhörte.

— Bravo, mein Heupferd, bravo, jetzt gefällst Du mir!

Signor Elleboro, aufgemuntert durch den Beifall des Impresario, bot alle Kräfte auf, um sich und seinem Lehrer keine Schande zu machen. Und in der That sang er bis zu Ende so rein und so schön, daß Rossini zufrieden und Barbaja sehr überrascht war.

— Heupferd, von heute an bist Du bei mir vorläufig als Chorist engagirt. Hinten auf meinem Hofe ist noch ein Zimmerchen frei, dort kannst Du wohnen ...

— Und wieviel Gage zahlst Du ihm? fragte der Maestro.

— Vorläufig monatlich vierundzwanzig Scudi.

— Und sechs Scudi Taschengeld, fügte Rossini hinzu.

— Gut, sagte Barbaja. Nun, Heupferd, ziehe Dir wieder Deine Stiefel an und lasse Dir vom Portier Deine Wohnung zeigen.

Der zum Choristen des San Carlo-Theaters emporgeschnellte Lazzarone that, was ihm befohlen

war, und küßte, glücklich darüber, daß er sein Examen überstanden, und daß seine Stiefel ihn jetzt weit weniger als vorher drückten, dem Maestro die Hand, grüßte den Director und lief zum Schweizer hinunter.

— Nun, Freund Barbaja, was sagst Du zu meinem Schüler?

— Das Heupferd hat viel Talent. Aus dem wird was. Nun aber zu etwas Wichtigerem. Wann erhalte ich endlich meine „Königin Elisabeth“?

— In längstens vierzehn Tagen ist sie fertig.

— Bon! sprach der Sultan, seelenvergnügt dem Maestro die Hand drückend. König Ferdinand hat mir heute Morgen frische Austern aus dem Fusaro geschickt. Hast Du Lust, sie zu kosten?

— Her damit! rief Meister Joachim, der ein so großer Freund von frischen Austern war, daß er für sie, wie Tamino um seine Pamina, durch Feuer und Wasser lief.

Und gleich darauf frühstückten beide Herren.

14.

Einige Tage später las man in der „Gazetta del regno delle due Sicilie“ folgende, aus auffallend großer Schrift gesetzte und mit Arabesken eingefaßte Anzeige:

„Zu verkaufen ist eine Handschrift des berühmten Tondichters Alessandro Stradella aus dem Jahre **1647**. Das Nähere zu erfahren in der Expedition dieser Zeitung.“

Als Lady Esther Monmouth diese Anzeige las, saß sie gerade mit zwei Landsleuten, den beiden Engländern, welche Meister Nieswurz an der Villa reale wie Wollsäcke in den Sand geschleudert, weil sie seine Francilla beleidigt hatten, bei einem eben so gemüthlichen, als appetitlichen Gabelfrühstück.

— Halten Sie mich! rief die Dame urplötzlich ihrem Nachbar zur Rechten, dem Esquire Barnabas Littleblount, zu. Halten Sie mich, Freund, ich falle in Ohnmacht!

— Was ist Ihnen zugestoßen? fragte ihr Nachbar zur Linken, der sehr ehrenwerthe Baronet Habakuk

Millbury, der, in Ermangelung eines Riechfläschchens mit englischem Salze, der Lady eine Büchse mit spanischem Pfeffer unter die aristokratische Nase hielt.

— Sind Sie toll, Sir Habakuk? schrie Lady Esther, die schnell wieder zu sich gekommen war.

— Mein Mittel scheint geholfen zu haben, meinte der Baronet.

— Wie befinden sich Milady? fragte der Esquire, ruhig weiter kauend.

— Ich befinde mich wohl, ganz wohl; es war nur ein augenblicklicher Schwindel. Heute, meine Herren, ist der glückliche Tag, an dem einer meiner sehnlichsten Wünsche endlich in Erfüllung gehen soll ...

— Ich begreife noch immer nicht, sagte der Baronet ...

— Sogleich sollen Sie den Grund meiner freudigen Ueberraschung erfahren. So eben las ich in dieser Zeitung die Anzeige, daß eine Handschrift des berühmten Stradella, eine der wenigen, die meiner großen Sammlung bis jetzt noch fehlen, zu verkaufen ist.

— Wo? Wo? fragten beide Herren.

— Das Nähere ist in der Expedition dieser Zeitung zu erfahren. Begreifen Sie nun?

— Was?

— Daß der Augenblick gekommen ist, mir den Beweis zu liefern, wer von Ihnen den wärmsten Antheil an meinem Glücke nimmt. Gentlemen, wollen Sie mir einen Dienst erweisen, so machen Sie sich augenblicklich auf den Weg.

— Wohin? fragten die scharfsinnigen Cavaliere.

— In die Zeitungs-Expedition, Gentlemen, um je eher je lieber zu erfahren, wo die Handschrift zu verkaufen ist.

— Laufen Sie hin, sagte Einer zum Andern.

— Eilen Sie, eilen Sie, meine Freunde! Bedenken Sie, daß jeder Augenblick Verzug mir diesen kostbaren Fund entführen kann.

— Und wann wir erfahren haben, wo die Handschrift zu haben ist, was dann? fragte der Baronet.

— Dann eilen Sie zum Verkäufer und kaufen sie.

— Um welchen Preis?

— Um jeden, den er verlangt.

— Schön, sagten beide Herren, leerten ihre Gläser, suchten ihre Hüte und schritten „sehr pomadig“ zur Thür hinaus.

Lady Monmouth schwebte unterdessen in so großer Aufregung, daß sie ein Glas Sherry mehr als gewöhnlich trank, um ihren großbritannischen Nerven neue Spannkraft zu verleihen.

Erst nach anderthalb Stunden kehrten beide Gentlemen mit der Nachricht zurück, daß die angezeigte Handschrift ... bereits verkauft sei.

— Halten Sie mich, schrie Milady und sank zum zweiten Male ohnmächtig in den Lehnsessel zurück.

Diesmal hielt der ehrenwerthe Baronet Habakuk in Ermangelung des englischen Salzes ihr eine Büchse mit französischem Senf unter die Nase. Auch dieses Mittel verfehlte seine Wirkung nicht, denn Milady kam gleich wieder zu sich.

— Also verkauft, rief sie aus, wirklich verkauft? Und haben Sie nicht gefragt, an wen?

— An den Tenoristen David, antwortete Esquire Barnabas.

— Und haben Sie erfahren, wieviel dieser Mensch dafür bezahlt hat?

— Dreihundertneunundreißig Scudi!

— Ein Lumpengeld! Eilen Sie sofort zu David, bieten Sie ihm vierhundert, bieten Sie ihm fünfhundert, bieten Sie ihm, wenn's sein muß, das Doppelte der Kaufsumme. Gentlemen, lassen Sie alle Minen Ihrer parlamentarischen Beredsamkeit springen: bieten Sie Ihren ganzen Witz und Scharfsinn auf, ihn zu bewegen, mir seinen Stradella abzutreten, und kehren Sie nicht eher zurück, als bis es Ihnen gelungen ist, mir diesen Schatz zu erobern. Hier mein Portefeuille, Gentlemen, Sie finden darin zweitausend Pfund Sterling. Verfügen Sie über diese Bagatelle ganz nach Ihrem eigenen Ermessen: aber schaffen Sie mir die Handschrift ...

— Wollen sehen, sagten Beide und verfügten sich von Milady geraden Weges zum Sänger David, dessen Wohnung in der Strada di Fosca ihnen zufällig bekannt war.

Zum Glück war er noch nicht ausgegangen.

— Womit kann ich dienen, Mylords? fragte der Tenor mit aufgewickelten Locken.

— Wir kommen im Auftrag der Lady Esther Monmouth, sagte Esquire Barnabas.

— Nichte des englischen Gesandten, ergänzte Baronet Habakuk.

— Um Sie zu fragen ...

— Ob Sie geneigt wären ...

— Die Handschrift des Stradella ...

— Die Sie vor einer Stunde an sich gebracht...

— An uns abzutreten.

— Mylords, erwiderte das dreigestrichene C im rothseidenen Schlafrock, es thut mir Leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich umsonst zu mir bemüht ... ich habe jenes höchst seltene Autograph allerdings erstanden, aber nicht für mich selbst, sondern für einen meiner Freunde ...

— Und der Name dieses Freundes?

— Der Bassist Galli ...

— Und dessen Wohnung?

— Strada di Forcella, Nummer 14.

— Thank you, Sir, sagten beide Gentlemen und begaben sich vom Tenoristen David zum Bassisten Galli.

Glücklicherweise fanden sie auch Diesen zu Hause;

er saß am Klaviere und probirte eben seine erste Arie aus der „Italienerin in Algier".

— Verzeihung, wenn wir stören, sagte der Esquire.

— Was wünschen Sie? fragte das tiefe D.

— Wir kommen soeben von Ihrem sehr ehrenwerthen Freunde David ...

— Der uns die Mittheilung gemacht ...

— Daß er für Sie ...

— Eine Handschrift des berühmten Stradella erstanden.

— Ganz recht. Wünschen Sie dieselbe zu sehen?

— Nicht allein zu sehen, sondern auch ...

— Zu kaufen, ergänzte der Baronet.

— Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß ich diese Seltenheit nicht verkaufe ...

— Auch dann nicht, wenn wir Ihnen fünfhundert Pfund dafür bezahlen?

— Auch dann nicht, Mylords!

— Wie aber, wenn wir uns bereit erklären, das Doppelte der Kaufsumme ...

— Auch dann nicht, wiederholte der Bassist, der die Miene eines Beleidigten annahm.

— Ist vielleicht eine runde Summe von tausend Pfund im Stande, fragte der Baronet, Sie unserer Bitte geneigter zu machen?

— Erlauben Sie mir, Mylords, eine Frage. Wollen Sie diese Handschrift für sich kaufen?

— No, Sir, erwiderte der Esquire. Wir für unsern Theil zahlen nicht tausend Grani für den Wisch; wir unterhandeln nur im Auftrage der Lady Esther Monmuth ...

— Der Nichte des englischen Gesandten, supplirte Baronet Millbury.

— Ah, Mylords, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Einer Dame, wie Lady Monmouth, einer so großherzigen Beschützerin aller Künste, läßt sich eine Bitte schwerer abschlagen, als jeder Andern. Milady hat sich während ihres Aufenthaltes in Neapel so gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit jedes Künstlers erworben, daß es mehr als ein Frevel, daß es ein Verbrechen wäre, wollte ich, ihr gegenüber, keine Ausnahme machen.

— Sie wollen also? fragten die ehrenwerthen Unterhändler.

— Ich will dem Besitze dieses unbezahlbaren

Schatzes entsagen, will mich von ihm trennen, losreißen, um der edlen Dame, der erhabenen Beschützerin aller Künste, einen schwachen Beweis meiner innigsten Verehrung zu geben. Hier ist die Handschrift …

— Und wieviel begehren Sie dafür?

— Nicht mehr als die tausend Pfund, die Sie mir bereits zugestanden haben.

— Yes! sagte der Baronet etwas betreten, holte aus seiner Brusttasche Milady's Portefeuille hervor und zählte zehn Banknoten, jede zu hundert Pf. St., die er zuvor ans Licht hielt, um sich zu überzeugen, ob er nicht etwa zwei statt einer ergriffen, langsam und bedächtig auf den Flügel hin.

Galli nahm das Geld, der Baronet die Handschrift und der Esquire die Quittung, die der Sänger unaufgefordert über den Empfang der tausend Pfund ausgestellt hatte, worauf beide Gentlemen auffallend kühl sich empfahlen.

— — — — — — — — —

Lady Esther, die sich das lange Ausbleiben ihrer beiden Bevollmächtigten durch nichts zu erklären vermochte, lief in ihrem Zimmer unruhig auf und ab

und zählte die Minuten der trägen Zeit, in der jede Stunde ihr als eine ins Quadrat erhobene Ewigkeit erschien. Jede Art von Erwartung, selbst die allerfreudigste, ist eine Folter. Wohl Jedem, der nichts erwartet!

— — — — — — — — —

Endlich, gegen vier Uhr Nachmittags, sah Lady Esther, die sehnsüchtig auf dem Balkone stand, ihre beiden Geschäftsträger mit der Schnelligkeit einer Schildkröte auf ihre Wohnung zusegeln. Milady winkte mit ihrem Taschentuche, um diese verwünschten Schnellläufer, die jeden Augenblick Halt machten, um sich — Gott weiß was — zu erzählen, zu größerer Eile anspornen. Die Gentlemen aber hielten dieses Zuwinken für einen freundlichen Gruß und ließen sich dadurch nicht aus dem Takte bringen. Milady war der Verzweiflung nahe.

Endlich öffnet sich die Thür. Lady Esther stürzt ihnen entgegen.

— Nun? fragte sie mit einem Tone, in dem sich die ganze Größe ihrer Erwartung kundgab.

— Finden Sie nicht, Mylady, begann der

Esquire Littleblount, daß es heute noch viel schwüler als gestern ist?

— Wir haben achtundzwanzig Grad im Schatten, fügte der Baronet hinzu, während er sich mit seinem Foulard etwas Kühlung zufächelte.

— Aber Ihr Auftrag, Ihr Auftrag? fragte Milady aufs Höchste gespannt.

— Ist besorgt! sagte der maulfaule Baronet.

— Hat David eingewilligt?

— Nein!

— So ist die Handschrift also für mich verloren?

— Nein!

— Sie spannen mich auf die Folter.

— David hatte sie bereits an Galli verkauft...

— Und Galli?

— Hat sich nach vielem Zureden bewegen lassen, Ihnen den „unbezahlbaren Schatz" — wie er den Wisch zu nennen geruht — abzutreten. Hier die Handschrift, sagte der Baronet.

— Und hier die Quittung über tausend Pfund, die der Schurke dafür verlangt hat, fügte der Esquire hinzu.

Lady Monmouth ergriff den Autograph und ließ

freudestrahlend ihr Auge darauf ruhen; dann schob sie ihn in ihren Busen und sagte mit unbeschreiblicher Freude:

— Gentlemen, umarmen Sie eine Glückliche!

Es blieb ihnen nichts Anderes übrig.

15.

Am nächstfolgenden Mittwoch empfing Lady Monmouth in ihrem Salon eine ungemein zahlreiche Gesellschaft, darunter die Crême der englischen Aristokratie und die Blüthe der italienischen Künstlerwelt. Auch Rossini fehlte nicht.

Lady Esther zeigte an diesem Abende zum ersten Male ihre große Portraits-Sammlung, die nach den Künsten in Legionen und nach den Epochen in Cohorten eingetheilt war. Das meiste Interesse erregte die Legion der Tondichter, geordnet nach fünfzehn Epochen, die wir, weil sie unserm Leser eine gedrängte Uebersicht von der Geschichte der Musik verschaffen, flüchtig durchlaufen wollen.

Die erste Epoche, das eilfte Jahrhundert um-

fassend, enthielt unter Andern das Portrait des Benedictinermönchs Guido von Arezzo, des Erfinders der Solmisation, des musikalischen Alphabets: ut, re, mi, fa, sol, la, si [1]).

Die zweite Epoche, das zwölfte Jahrhundert, enthielt die Bildnisse einiger gelehrten Mönche, die in die Fußtapfen des großen Benedictiners traten, im Ganzen aber nichts Wesentliches geleistet haben.

Die dritte Epoche umfaßte das dreizehnte Jahrhundert, dessen Koryphäen Franco de Colonia, Hieronymus de Moravia (zwei Deutsche) und Adam de la Hale (ein Franzose) waren.

Die vierte Epoche von 1300 — 1380 zeigte

---

1) Anfangssylben eines damals sehr bekannten Liedes, in welchem die Sänger den heiligen Johannes wider die Heiserkeit anriefen.

Ut queant laxis Resonare fibris
Mira gestorum Famuli tuorum
Solve polluti Labii reatum
Sancte Johannes.

Dieses ut—re—mi—fa—sol—la—si ist bekanntlich unser c—d—e—f—g—a—h, dessen sich fast alle Nationen bedienen. Der Curiosität und des Contrastes halber wollen wir die Tonleiter der Chinesen hier anführen; sie lautet: ce; y; pienkung; kung; scang; kio; pien-ce.

Marchetto di Padua und Jean de Meurs; dem Ersten verdanken wir einen sehr wichtigen Tractat, den Abt Gerbert in den dritten Theil seiner „Scriptores de musica“ aufgenommen; der Zweite, Doctor der Sorbonne zu Paris, ist Verfasser der „Summa Magistri“, gleichfalls im dritten Theile des obengenannten Sammelwerkes.

Die fünfte Epoche von 1380 — 1450 enthielt blos den Matador dieses Zeitraums, Guillaume Dufay, aus Chimay im Hennegau, den Urahn aller Contrapunktisten.

Die sechste Epoche von 1450 — 1480; an der Spitze Johannes Ockeghem, das Haupt der niederländischen Schule; Johannes Tinctor, Guilielmus Guarnerius und Bernard Hycaërt, für die König Ferdinand I. von Neapel einen Lehrstuhl der Musik gegründet hatte.

Die siebente Epoche von 1480 — 1520; Josquin de Pres, den Sixtus IV. an die Spitze der päpstlichen Kapelle gesetzt; Pierre de la Rue, Eleazar Genet und Ottavio Petrucci, den Erfinder des Notendrucks.

Die achte Epoche von 1520 — 1560: Hadrian

Willaert, der Glanz der niederländischen Schule, der Erste, der für sechs und sieben Stimmen geschrieben; Claude Goudimel, Gründer der ersten Musikschule zu Rom und Lehrer Palestrina's.

Die neunte Epoche von 1560—1600: Giovanni Pierluigi da Palestrina, der Anfangspunkt der italienischen Schule, der Schöpfer der „Improperia", welche, zum ersten Male am Charfreitag des Jahres 1560 aufgeführt, seit jener Zeit alljährlich an demselben Tage von der päbstlichen Kapelle wiederholt wird, und der berühmten sechsstimmigen Messe, die er 1567 dem Könige Philipp II. von Spanien dedicirt hatte; Orlandus Lassus, der Endpunkt des niederländischen Musikflors; Giovanni Maria und Bernardino Nanini; Ruggiero Giovanelli; Giovanni Gassoldi, ein ausgezeichneter Canzonen- und Balladen-Componist; Orazio Vecchi, ein berühmter Motettendichter, der eine Einladung nach Prag an den Hof Kaisers Rudolph erhalten hatte.

Die zehnte Epoche von 1600—1640, in welche Zeit der Ursprung der dramatischen Musik, der Oper fällt, umfaßte Gregorio Allegri, den Componisten

Allegri, den Componisten des berühmten „Miserere“, das noch jetzt alljährlich während der Charwoche in der Peterskirche aufgeführt wird [1]); Giulio Caccini, der 1594 das erste Schäferspiel „Daphne“; Giacomo Peri, der sechs Jahre später die erste Oper „Euridice“ schrieb; Claudio Monteverde, der Mozart jener Epoche, der vier Opern hinterließ [2]).

Die eilfte Epoche von 1640—1680: Giacomo Carissimi, der das Recitativ organisirt, Marcantonio Cesti, der die Arie ausgebildet, und Francesco Cavalli, der von 1639—1666 gegen vierzig Opern componirt hat; Giambattista Rovetta, eben so bedeutend als Kirchen-, wie als Opern-Componist; Pietro Andrea Ziani, einer der größten Theoretiker seiner Zeit, und Carlo Pallavicino, einer der ersten Sterne der venetianischen Schule, der über zwanzig Opern geschrieben hat.

Die zwölfte Epoche von 1680—1720: Alessandro

---

1) Das Mittheilen dieses Musikstücks durch Abschriften war früher bei Strafe des Banns verboten. Mozart war der Erste, der es nach zweimaligem Hören in Noten gesetzt hat.

2) Orfeo, Proserpina rapita, Arianna und Adone.

Scarlatti, der Reformator des Contrapunkts, der gegen vierhundert Motetten, Messen, Oratorien und neun Opern componirt hat; Antonio Lotti; Francesco Conti, dem Italien die erste komische Oper „Don Quichotte" verdankt; Francesco Gasparini, Schüler des gefeierten Violinvirtuosen Corelli; Antonio Caldara, Lehrmeister Kaiser Karls VI. In Frankreich Jean Baptiste Lully, der Christoph Columbus der französischen Oper[1]); André Campra und Galibert de Campistron. In Deutschland Reinhard Keyser, der über hundert Opern geschrieben, von denen sich aber keine einzige erhalten hat, und Johann Mattheson, ein Hamburger, gleichberühmt als musikalischer Schriftsteller, Componist, Sänger und Klavier-Virtuose.

Die dreizehnte Epoche von 1720—1760: Nicolo Porpora, der „Patriarch der Melodie", der über fünfzig Opern geschrieben, von denen seine „Iphigenia

1) Lully war ein so komischer Kauz, daß Molière ihn oftmals aufgefordert, Eh bien, Lulli, fais nous rier! Der Componist der „Armida" war nebenbei auch einer der größten Säufer.

in Aulide“ die Runde durch alle Bühnen der Welt gemacht; Baldassare Galuppi und Giambattista Pescetti, zwei der berühmtesten Schüler Antonio Lotti's; Leonardo Leo; Domenico Sarro; Giuseppe Scarlatti, ein Enkel des obengenannten Alessandro; Leonardo da Vinci[1]) — nicht zu verwechseln mit dem unsterblichen Maler dieses Namens; Giambattista Pergolese, Schöpfer des famosen „Stabat mater“ und des „Salve Regina“, auch als Opern-Componist durch seine „Serva Padrone“ berühmt; Egidio Duni, in Deutschland vor allen andern Opern durch sein „Milchmädchen“ bekannt und beliebt; Francesco Feo[2]); Nicolo Jomelli, Italiens Gluck, und Nicolo Piccini, Schöpfer der opera buffa. In Frankreich: Jean Philippe Rameau, der „Newton der
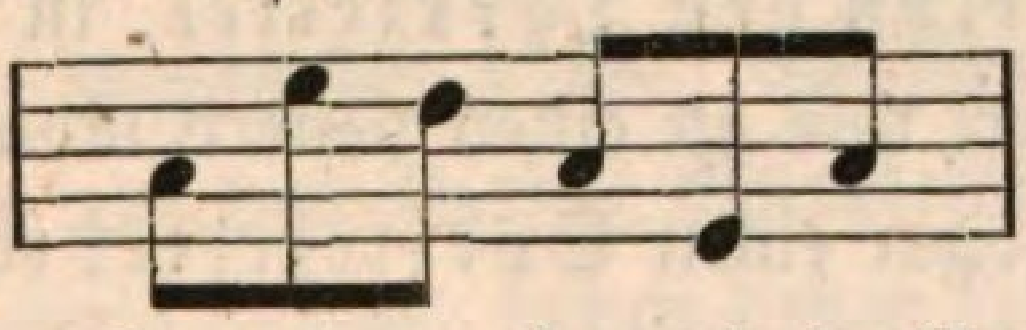
---

1) Vergiftet durch eine Tasse Chocolade, weil er sich der Gunstbezeugung einer vornehmen Römerin gerühmt, die, dadurch gekränkt, ihren Bruder aufgestachelt hatte, der Rächer ihrer Schmach zu werden.

2) Schrieb unter Andern „Arsace“, eine Oper, aus welcher Gluck den Anfang der Ouverture zu seiner „Iphigenia in Tauride“ entlehnt haben soll.

Harmonie"[1]) und Pierre Montan Berton. In Deutschland: Georg Friedrich Händel[2]); Karl Heinrich Graun[3]); Gottfried Heinrich Stölzel und Georg Philipp Telemann, einer der größten musikalischen Vielschreiber[4]).

---

1) Rameau, ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, hatte noch in seinen alten Tagen eine junge Maitresse, die wegen ihrer Ausschweifungen berüchtigte Tänzerin Miré. In Bezug auf dieses Verhältniß setzte man ihm eine Grabschrift, die aus folgenden sechs Noten bestand:



la mi re la mi la (La Miré l'a mis-là).

2) Händel hat 23 Oratorien componirt, worunter die „Auferstehung", „Esther" und „Athalia", „Israel" und „Saul", vor Allem aber sein „Messias" die berühmtesten sind; viele derselben hat er in drei bis vier Wochen geschrieben.

3) Sein großartigstes Werk ist die Passionsmusik „der Tod Jesu", eine Musik, für welche reiche Leute Legate ausgesetzt haben, damit sie alljährlich am Charfreitage in irgend einer Kirche aufgeführt werde und auf diese Weise, zum Troste frommer Seelen, nie in Vergessenheit gerathe.

4) Teleman hat zwölf vollständige Jahrgänge Kirchenmusik, 44 Passionsmusiken, 20 Jubel-, Krönungs- und Einweihungs-Musiken, 14 Hochzeits- und 12 Trauer-Musiken, große Oratorien (darunter den „Tod Jesu" von Ramler und das „befreite Jerusalem" von Zachariae), mehr als 40 Opern

Die vierzehnte Epoche von 1760—1780: Francesco Majo; Carlo Monza; Salvadore Perillo; Andrea Lucchesi; Gaëtano Pugnani[1]); Pietro Guglielmi, der mehr als zweihundert Werke hinterlassen; Giuseppe Sarti[2]); Tomaso Trajetta, dessen Meisterwerk „Antigone" Heinse

---

(aufgeführt in Hamburg, Baireuth und Eisenach), über 300 Ouverturen und eine Unzahl von Gesang- und Instrumentalpiecen geschrieben. Er pflegte zu sagen: Ein gescheiter Componist müsse Alles, selbst den Thorzettel, in Musik setzen können. Das erinnert uns an einen neuern Componisten, C. F. Zoellner, der sogar einen Speisezettel componirt und damit mehr Ruhm eingeerntet hat, als mancher unserer modernen Amphione mit mancher ihrer dickleibigen, melodiemagern Opern-Partituren.

1) Pugnani, der erste Violinist seiner Zeit, Lehrer des berühmten Virtuosen Viotti, hatte unter andern eine Cantate „Werther" componirt, die er am Casseler Hofe mit solchem Eifer dirigirte, daß er dabei den Rock ausziehen mußte. Bei der Stelle, wo er Werther's Tod durch Tonmalerei zu schildern versucht hatte, schoß er ganz unerwartet, zum großen Schreck aller Zuhörer, eine scharfgeladene Pistole ab.

2) Von der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg eingeladen, componirte er zur Feier der Einnahme von Oczakow ein Te deum mit obligatem Kanonendonner, der von den im Schloßhofe aufgestellten Geschützen an den vorgeschriebenen Stellen taktmäßig einfallen mußte.

in seiner „Hildegard von Hohenthal" ausführlich beurtheilt hat; Pasquale Anfossi. In Frankreich: Pierre Alexandre Monsigny[1]); André Danican Philidor, auch als Schachspiel-Virtuose berühmt, und François Joseph Gossec[2]). In Deutschland: Christoph Gluck[3]); Adolph Hasse; Joseph Schuster; Florian Gaßmann, Salieri's Lehrer; Georg Benda; Johann Amadeus Naumann und Johann Adam Hiller[4]).

---

1) Am 22. September 1798, am Neujahrstage der Revolution, wurde auf dem Pariser Marsfelde von Herolden der Republik Monsigny's Name, neben denen Cherubini's und Lesueur's, ausgerufen, als Anerkennung der Verdienste, die sich dieses Triumvirat um die vaterländische Musik erworben.

2) Componirte unter andern auch die bekannte Revolutionshymne „à la Divinité", die in allen Kirchen Frankreichs abgesungen wurde, als Robespierre den lieben Gott wieder in seine alten Rechte eingesetzt hatte.

3) Der Koloß der deutsch-französischen Schule. Und dennoch wagte Händel von Gluck zu behaupten: der Kerl versteht nicht mehr vom Contrapunkte als mein Koch (!!!).

4) Für die „Jagd", eine seiner besten Opern, erhielt er vom Leipziger Theater nicht mehr als 50 Thaler. Hiller war ein so großer Hypochonder, daß erst bei der achtzehnten Wiederholung der „Jagd" sein Arzt ihn bewegen konnte, der Aufführung seiner Oper beizuwohnen.

Die fünfzehnte Epoche von 1780 — 1810, das goldene Zeitalter der Opernmusik: Antonio Salieri [1]); Antonio Maria Sacchini [2]); Domenico Cimarosa [3]); Giovanni Paisiello [4]); Ferdinando Paër [5]); Vincenzo Righini [6]); Ni-

---

1) Salieri war vielleicht der einzige Componist, der niemals Wein getrunken hat. Wasser war sein Lieblingsgetränk.

2) Während seines zehnjährigen Aufenthalts in England erhielt er jährlich achtzehnhundert Pf. St. Gehalt und hatte nach Ablauf dieser Zeit trotzdem so viel Schulden, daß er deßhalb nach Frankreich floh. In Paris erhielt er für jede neue Oper zehntausend Livres und kam doch niemals aus seinen Schulden heraus.

3) Grétry, von Napoleon befragt, welcher Unterschied zwischen Mozart und Cimarosa sei, erwiderte: Cimarosa setzt die Statue (den Gesang) auf die Bühne und das Piedestal (die Instrumentation) ins Orchester, während Mozart, umgekehrt, die Statue ins Orchester und das Piedestal auf die Bühne versetzt.

4) Napoleons Lieblingscomponist, der gegen 150 Opern geschrieben hat. Bei seinem Leichenbegängnisse wurde ein von ihm selbst componirtes Requiem abgesungen und in allen Theatern Neapels seine Oper „Nina“ aufgeführt.

5) Seine „Camilla“, die er 1799 für Wien, sein „Sargino“, den er 1803 für Dresden und seine „Agnese“, die er 1811 für Parma geschrieben hat, sind drei der schönsten Juwelen im Diademe seiner Opern.

6) Von seinen Opern hat sich nur sein „Enea nel Latio“ — 1792 für Berlin componirt — auf dem Repertoir erhalten.

colo Zingarelli [1]); Luigi Cherubini [2]); Gasparo Spontini [3]). Frankreich: André Modeste Grétry [4]); Henri Montan Berton [5]); Etienne

---

1) Die Musikgelehrten sind noch immer uneinig unter sich, ob die Melodie der österreichischen Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiser" von Haydn oder Zingarelli ist. — Zingarelli war der Lehrer Vincenzo Bellini's gewesen. Als Rossini's Stern Zingarelli's Ruhm verdunkelt hatte, sagte er zu seinem scheidenden Schüler: „Geh' hin, mein Sohn, und räche Deinen Lehrer."

2) Eine einzige seiner Opern, „der Wasserträger" (les deux journées), ist hinreichend, seinen Namen unsterblich zu machen. Von Freunden aufgefordert, diese Oper dem großen Haydn zu widmen, antwortete Cherubini: Noch nie habe ich etwas geschrieben, was eines solchen Meisters würdig wäre.

3) Seine „Vestale", welche 1807 den großen Preis von zehntausend Francs gewonnen und bald darauf die Reise um die Welt gemacht, ist der Kaiserin Josephine gewidmet.

4) Eine seiner berühmtesten Opern ist „Richard Coeur de Lion". Blondel's herrliche Romanze „O Richard, o mon roi!" war das Bundes- und Erkennungslied der französischen Legitimisten, welche Ludwig XVI. aus den Fesseln der Constitution zu befreien gehofft. Als Kaiser Napoleon, auf Rußlands Eisfeldern geschlagen, seinen Rückzug hatte antreten müssen, stimmte die alte Garde, um ihm und sich neuen Muth einzuflößen, Grétry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!"

5) In Deutschland vorzugsweise durch seine „Aline, Königin von Golkonda" beliebt.

Henri Méhul [1]); Nicolas Dalayrac [2]); Charles Simon Catel [3]); Nicolo Isouard [4]); Jean François Lesueur [5]); Adrian Boieldieu [6]). In Deutschland Wolfgang Amadeus Mozart, der Stolz Deutschlands; Joseph Haydn, der Schöpfer der Symphonie [7]); Johann Friedrich Reichardt;

---

1) Wer von unsern Lesern kennt und liebt nicht sein lyrisches Drama „Joseph und seine Brüder"? Méhul ist außerdem auch der Componist des französischen Volksliedes „le chant du départ", ein Lied, das Napoleons Armeen von den Tuilerien bis zum Kreml fortgepflanzt haben.

2) In Deutschland ist von allen seinen Opern blos „Adolph und Clara" bekannt geworden.

3) Begründer einer neuen Harmonielehre, die aber wenig Anklang gefunden hat.

4) Sein „Cendrillon" (Aschenbrödel) wurde 1810 in Paris mehr als hundert Mal hintereinander aufgeführt. Nicht minder gefiel sein „Joconde".

5) Sein Hauptwerk „les Bardes" hatte dem Kaiser Napoleon dergestalt gefallen, daß er ihm dafür eine goldene Dose mit der Inschrift geschenkt: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden."

6) Boieldieu bildet den Uebergang von der alten zur neuen Schule Frankreichs. Die Grenzsteine dieser beiden Epochen sind dessen „Jean de Paris", der 1812, und dessen „Dame blanche", welche 1825 zur Aufführung gekommen ist.

7) Vater Haydn hat nach dem von ihm am 4. December 1805 eigenhändig aufgesetzten Cataloge Folgendes componirt:

Friedrich Adam Hiller; Friedrich Heinrich Himmel [1]); Peter Winter [2]); Joseph Weigl [3]) und Wenzel Müller [4]).

— Hätte ich, sagte ein junger Maler, die Heroen der Tonkunst mit den Heroen der Malerei zu ver-

---

118 Symphonien, 125 Divertimente für Bariton, Alt und Violine, 6 Duos für Bariton, 12 Sonaten für Bariton und Violoncell; 17 Notturni, 20 Divertimenti für verschiedene Instrumente, 3 Märsche, 21 Trios für zwei Violinen, Alt und Baß, 3 Trios für zwei Flöten und ein Violoncell; 4 Sonaten für Violine, 3 Violinconcerte, 3 Violoncellconcerte, 3 Concerte für Klavier und 6 für andere Instrumente, 15 Messen, 4 Offertorien, 83 Quartette, 66 Klavier-Sonaten, 42 Duette und Lieder, 40 Canons, 13 drei- und vierstimmige Gesänge, 5 große Oratorien (worunter die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten"), 14 italienische Opern (darunter „Armida"), 366 schottische Original-Romanzen und mehr bis 400 Menuets und Walzer. Haydn ist der Lope de Vega der Musik.

1) Von allen Opern dieses Meisters hat seine „Fanchon" (1802) das meiste Aufsehen und wahrhaft Epoche gemacht.

2) Der Componist des „unterbrochenen Opferfestes" war unter Anderm auch durch sein musikalisches Gedächtniß berühmt. Er kannte eine Unzahl von Partituren, fast Takt für Takt, auswendig und pflegte, wenn er hier und da Reminiscenzen gehört, zu sagen: das ist aus dieser, das aus jener Oper gestohlen.

3) Seine „Schweizerfamilie" (1807 zuerst in Wien aufgeführt) ist in der ganzen Welt bekannt und beliebt.

4) Deutschlands Paisiello. Seine „Schwestern von Prag" und sein „neues Sonntagskind" sind classische Volksopern.

gleichen, so würde ich Palestrina den Leonardo da Vinci, Allegri den Coreggio, Scarlatti den Andrea del Sarto, Porpora den Pietro Perugino, Pergolese den Raphael, Jomelli den Carlo Maratti, Piccini den Titian, Händel den Michel Angelo, Anfossi den Francesco Albani, Gluck den Caravaggio, Sarti den Domenichino, Salieri den Annibale Caracci, Paisiello den Guido Reni, Paer den Carlo Dolce, Cimarosa den Paolo Veronese, Zingarelli den Guercino, Cherubini den Salvator Rosa, Mozart den Giulio Romana, Haydn den Tintoretto und Winter den Raphael Mengs der Musik nennen.

Mancher dieser Vergleiche wurde gebilligt, mancher heftiger bestritten, als es der Dame des Hauses lieb zu sein schien. Lady Esther, die bei allen ihren Soiréen keinen andern Zweck hatte, als den Reichthum ihrer Kunstschätze, wie mancher Bankier die Pracht seines Tafelgeschirrs, bewundern zu lassen, wußte dem Gespräche, das in Streit auszuarten drohte, schnell eine andere Richtung zu geben.

— Seit Kurzem, begann die alte Kunstnärrin,

habe ich einige kostbare Erwerbungen gemacht. Hier eine jener außerordentlich seltenen Medaillen, welche die enthusiastischen Verehrer des spanischen Componisten Domenico Terradeglia, zum Aerger seines übertrieben eitlen Nebenbuhlers Jomelli, im Jahre 1751 in Rom hatten prägen und unentgeldlich vertheilen lassen. Auf der einen Seite dieser Denkmünze ist Meister Terradeglia, der gefeierte Tondichter des „Bellerophon", auf einem Triumphwagen dargestellt, welchen Jomelli als Sklave durch die Straßen zieht; auf der Rückseite lesen Sie: „Jo sono capace", die Anfangsworte eines Jomelli'schen Recitativs. Terradeglia's Triumph war aber nur von kurzer Dauer, denn schon am andern Morgen fand man seinen Leichnam, von Dolchstichen durchbohrt, am Ufer der Tiber.

— Zu allen Zeiten, warf ein spitzzüngiger Journalist hin, haben sich die Herren Tonkünstler durch die Größe ihres pyramidalen Eigendünkels bemerkbar, ich will nicht sagen lächerlich, gemacht. Ich erinnere Sie nur an jenen spanischen Virtuosen, der für sein Talent dergestalt eingenommeu war, daß er sich selbst folgende Grabschrift gesetzt: „Hier ruht Don

Emanuel Gutierez, Kapellmeister seines allergnädigsten Königs und Herrn. Als er in den Himmel kam, sagte Gott zu den Engeln: Jetzt schweigt, Kinder, und laßt den Don Gutierez blasen."

Alle, ja sogar der Baronet Habakuk Millbury und der Esquire Barnabas Littleblount, die sonst nie zu lachen pflegten, mußten die Eitelkeit jenes Spaniers belächeln.

— Hier, meine Freunde, begann Lady Monmouth, ein Autograph des berühmten Rameau. Eines Abends rühmt er sich im Foyer der Oper, Alles, ja sogar eine holländische Zeitung in Musik setzen zu können. Quinault, der zugegen ist, will das nicht glauben. Rameau schlägt eine Wette vor: Quinault nimmt sie an. Und schon am andern Morgen bringt der Dichter der „Armide" dem Componisten des „Castor et Pollux" ein Stück der Harlemer Zeitung, worin unter Anderm ein Steckbrief, zwei Käse-Auctionen und mehrere Todesanzeigen vorkommen. Rameau setzt sich an sein Pult und kleidet, in einer Stunde, den ganzen Inhalt der Zeitung so charakteristisch in Musik, daß Quinault seine Wette für verloren giebt.

— Was ist das, erwiderte ein französischer Windbeutel, gegen unsern Dalayrac, welcher, um sich dem Kaiser, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, dankbar zu beweisen, auf den abenteuerlichen Einfall gerathen war, den ganzen Code civil in Musik zu setzen, was auch geschehen wäre, hätte der Tod ihm nicht das Handwerk gelegt.

— Hier, lenkte Lady Esther ein, eine nicht minder interessante Handschrift des Liedercomponisten Albanèze, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der vergötterte Liebling der Pariser Frauenwelt gewesen war. Von der Unzahl seiner Romanzen hat keine so großes Aufsehen gemacht, als das prosaische Liebesbrieflein einer seiner Freundinnen, welches er so schön in Musik zu setzen gewußt, daß es als Lied von Mund zu Munde ging und so außerordentlich gefiel, daß alle Frauen sich beeilten, dem jungen Troubadour Liebesbriefe zu schreiben, in der Hoffnung, daß er auch diese durch seine Musik illustriren werde.

— Yes! sagte der Baronet und versuchte die Angeln seines Mundes zu einem spöttischen Lächeln zu öffnen.

— Hier eine Arie aus Lully's letzter Oper „Achille et Polixène“. Als er plötzlich erkrankt war, verlangte sein Beichtvater: er solle seine Sünden bereuen und seine neue Oper den Flammen übergeben. Und siehe da, Lully that es. Ist es wahr, Baptiste, fragte ein Höfling Ludwig's XIV., daß Du Deine neue Oper verbrannt hast? Oui, Monseigneur, sagte Lully. Du bist ein Narr! meinte Jener. — Nein, erwiderte Baptiste, das bin ich nicht, denn wohlweislich habe ich davon eine Abschrift behalten. Dies, meine Freunde, ist ein Blatt jener eigenhändigen Abschrift.

Einige ihrer Gäste glaubten, Andere zweifelten an der Aechtheit dieses Autographs.

— Das Beste zuletzt, sprach Lady Monmouth. Hier eine Handschrift des berühmten Stradella, dasselbe Duett, das mein berühmter Landsmann Burney im vierten Bande seiner „Geschichte der Musik“ mitgetheilt hat. Ich habe die Copie mit meinem Originale vom Jahre 1674 verglichen und finde Beide so übereinstimmend, daß ein Zweifel an der Aechtheit dieser Handschrift gar nicht denkbar ist.

— O lassen Sie sehen, bat Rossini, den dieses Blatt mehr als alles Andere zu interessiren schien. Dieses vergilbte Blatt ist ein köstlicher Fund ...

— Ein unbezahlbarer Schatz! fügte Milady mit gerechtem Stolze hinzu.

— Schade nur, sagte unser Maestro, die Handschrift dicht vors Licht haltend, daß dieses Document unächt ist.

— Unächt? wiederholte die alte Kunstnärrin mit allen Symptomen eines panischen Schreckens.

— Dieses Original, sagten Sie, datire sich vom Jahre 1674; hier im Papier erblicken Sie das Wasserzeichen und in der Mitte desselben die Jahreszahl 1804.

— Himmel! rief Mylady und sank in Ohnmacht.

— Also betrogen? riefen ihre beiden Bevollmächtigten, betrogen um tausend Pfund Sterling.

— Das nicht, entgegnete Rossini, ein Portefeuille aus der Tasche ziehend, denn Signor Galli, dem Sie diesen unbezahlbaren Schatz abgedrungen haben, sendet Ihnen durch mich die bezahlte Kaufsumme zurück.

— Das Ganze, fragte Milady, die das Glück hatte, sich von jeder ihrer Ohnmachten schnell zu erholen, war also weiter nichts ...

— Als eine kleine, äußerst harmlose Mystifikation, die keinen andern Zweck hatte, als Milady zukünftig etwas vorsichtiger zu machen.

— Und der Erfinder dieses Späßchens? fragte Lady Esther.

— Ist Ihr ganz gehorsamer Diener, antwortete Meister Joachim und machte eine etwas tiefere Verbeugung als gewöhnlich.

16.

Kehren wir zum Meister Nieswurz zurück.

Seitdem er mit einer Gage von dreißig, wiederhole dreißig Scudi, als überzähliger Chorist bei San Carlo engagirt war und einen festen, freien Wohnsitz hatte, war ihm so wohl zu Muthe, daß ihm sein jetziges Leben, im Vergleiche zum frühern, wie ein schöner Traum erschien. Er, der sonst Tagelang keinen Grano im Vermögen gehabt, hatte jetzt

allwöchentlich über sieben und einen halben Scudi zu verfügen. Er, der sonst Nachts unter freiem Himmel geschlafen, konnte seinen Leichnam jetzt auf Matratzen ausruhen lassen. Und gerade das gefiel unserm Bruder Faulpelz mehr als alles Andere: gern wäre er den ganzen lieben langen Tag in den Federn geblieben, hätten ihn nicht Pflicht und Gewissen jeden Morgen in die Probe, Liebe und Sehnsucht jeden Nachmittag zur Villa reale hingetrieben, um seine Himmelsblume, sein Engelsmädchen, seine Francilla zu sehen und zu sprechen und ihr tagtäglich zu wiederholen, wie lieb, wie unbändig lieb er sie habe.

In den Proben gefiel es ihm freilich viel weniger. Dort neckten die alten Bursche, die schon seit „Olims-Zeiten" die hohe Stellung eines Choristen bekleideten, den Neuling über sein linkisches Benehmen auf der Bühne und weit mehr noch über sein unkameradschaftliches Alleinstehen, das sie für Stolz und Hochmuth hielten.

— Sieh' nur, sagte ein gewesener Sesselträger aus Mailand zu einem andern Choristen, einem ehemaligen Spazzocamino oder Schornsteinfeger aus

Savoyen, sieh' nur, wie fern er sich von uns hält! Er steht immer allein und spricht mit Keinem. Glaubt der Fuchs mehr zu sein als Unsereiner?

— Meister Nieswurz war noch vor Kurzem Mitglied des großen Lazzaroniklubbs. Wie kannst Du von einem Menschen, der unter uns, wie Saul unter die Propheten, hineingeschneit ist, feine Lebensart verlangen!

— Der Kerl sollte froh sein, daß Unsereiner mit ihm umgehen will.

— Du kennst diese Brut nicht. So ein neapolitanischer Bettler bildet sich oft zehn Mal mehr ein, als mancher mailander Duca.

— Warte, Fürst Habenichts, sagte der ehemalige Sesselträger, wir wollen Dir den Hochmuth schon austreiben!

Am andern Morgen, als Meister Nieswurz wieder auf die Probe kam, sahen sämmtliche Choristen ihn einen Augenblick an und brachen dann einstimmig in ein menschenfressendes Gelächter aus.

— Nun, Kinder, fragte der Nestor der Choristen, wie gefällt Euch unser neuer Kamerad? Sieht er

nicht so majestätisch aus wie ein Klingelbeutel in der Kirche?

Alle fingen zu lachen an.

— Meint Ihr mich? fragte Elleboro.

— Wen sonst? antworteten Alle.

— Haltet Eure ungewaschenen Mäuler? rief Meister Nieswurz.

— Welche Frechheit! Diese Fliege in der Buttermilch wagt einen Veteranen von San Carlo zu beschimpfen? Kameraden, duldet Ihr das?

— Werft ihn hinaus! rief der ganze Chor.

— Hört, sagte Meister Nieswurz, ich verstehe keinen Spaß. Der Erste, der mir naht, bekommt einen Denkzettel.

— Das wollen wir sehen! schrieen zwei der Stärksten und drangen auf ihn ein, um ihre Kraft mit der seinigen zu messen.

Meister Nieswurz aber faßte Beide in einem Nu beim Kragen und schleuderte sie mit solcher Kraft auf das Podium, daß die Centnerschwere des Einen die morschen Riegel der Versenkung sprengte und der Dicke, zur größten Verwunderung des Neulings, der vom Dasein solcher Versenkungen bisher noch

keine Ahnung gehabt, in einen plötzlich offenen Abgrund verschwinden sah.

Nun wollten Alle zugleich auf ihn eindringen. Doch in demselben Augenblick erschien der Inspicient und fragte mit furchteinflößendem Donnertone:

— Was geht hier vor?

— Der da, schrieen Alle, hat uns beleidigt.

— Ihr lügt, Schurken, schrie Meister Nieswurz. Ihr habt mich beleidigt. Als ich kam, fingen Alle zu lachen an und sagten, ich sähe wie ein Klingelbeutel in der Kirche aus.

— Klingelbeutel lügt! riefen Alle.

— Ruhe! schrie der Inspicient. Ihr habt den Theaterfrieden und die Ruhe der Proben gestört; Jeder von Euch bezahlt einen halben Scudi Strafe ...

— Und hält das Maul, sonst jag' ich ihn fort, rief der Impresario, der plötzlich dazwischengetreten war.

Und Keiner von Allen muckste mehr.

— Wer sich noch ein Mal untersteht, den jungen Burschen da zu necken, ist augenblicklich entlassen, sagte Signor Barbaja, näherte sich seinem Schützling und fragte: Heupferd, warum weinst Du?

— Ach, Eccellenza, ich weine über einen meiner Kameraden, den ich so unsanft hingeworfen, daß sich der Abgrund geöffnet und ihn mit Haut und Haar verschlungen hat.

— Ist Jemand in die Versenkung gefallen? fragte der Inspicient.

— Ich! rief der Dicke, der zu neuem Erstaunen Elleboro's wie ein Geist kerzengerad aus dem Schooße der Erde heraufstieg.

Meister Nieswurz wußte nun, was eine Versenkung ist.

Was aber Liebe ist, wußte er seit jenem Augenblick, wo er zum ersten Male seine Francilla gesehen. Liebe ist, genau betrachtet, auch nichts Anderes als eine Art von Versenkung, dir Versenkung einer Seele in die andere. Sein ganzes Ich hatte sich in Francilla versenkt: Francilla war die Seele seiner Seele, der Gedanke seiner Gedanken. Er, der sonst unbesorgt in den Tag hineingelebt, er, der weder an Vergangenheit noch an Zukunft gedacht, er, der kein schöneres Dasein als das eines von aller Welt unabhängigen Bettlers gekannt, war jetzt bekümmert um eine Zukunft; in seiner Seele, die bisher kein anderes

Bedürfniß, als das süße Gefühl des Nichtsthuns gekannt, war jetzt der Ehrgeiz erwacht: er fühlte zum ersten Male in seinem Leben die Nothwendigkeit, eine sichere Stellung zu gewinnen, um Francilla heirathen zu können. Seine jugendliche Fantasie baute sich glänzende Luftschlösser: er sah sich als Künstler gefeiert von aller Welt, geliebt von seinem Mädchen.

— Warum so traurig, Francilla? fragte er sie eines Mittags, als sie mit ihren Blumen im Korbe und mit Thränen in den Augen, in der Villa reale unter dem Schatten einer Cypresse stand. Sprich, Engel, was fehlt Dir?

— Ach, Torquato, mir fehlt der Vater, an dessen Herz ich meinen Gram ausweinen kann.

— Deinen Gram? Francilla, worüber grämst Du Dich?

— Eine arme Waise, verlassen von aller Welt, stehe ich ohne Schutz, ohne Schirm, der Noth, dem Hunger preisgegeben, wenn nicht ein gütiger Zufall mir ein Paar mitleidige Seelen schickt, die mir Blumen abkaufen. Jetzt bin ich noch jung und gesund; was aber wird aus mir, wenn ich krank werde? Dann schleppt man mich ins Hospital und behandelt

mich dort wie jede Andere, die das Elend hat, krank und elend zu sein. Genese ich, dann jagt man mich wieder hinaus; sterbe ich, dann verkauft man meine Leiche an die Anatomie. Hu, welch ein gräßlicher Gedanke! sagte das arme Blumenmädchen, zusammenschauernd.

— Was bringt Dich auf so traurige Gedanken?

— Du kanntest Giovannetta ...

— Deine junge Freundin, die auf dem Molo das schönste Obst verkauft hat!

— Die Arme, die vor einigen Tagen an den Blattern gestorben, ist gestern Nacht an die Anatomie abgeliefert worden.

— Das ist ja schrecklich! rief der Lazzarone. Daß doch der Fluch der Armuth selbst die Todten nicht schont! O welch ein Unglück, arm zu sein! Aber fasse Muth, mein Mädchen, Dein Torquato wird am längsten arm gewesen sein. Fahre so fort, Junge, hat gestern Meister Rossini zu mir gesagt, fahre so fort, dann wirst Du nicht ewig Chorist bleiben, dann kann einst ein guter Sänger, ein primo tenore, aus Dir werden.

— Hat er das wirklich gesagt? fragte Francilla mit freudeverklärten Zügen.

— Hat Dein Torquato Dich jemals belogen?

— Der liebe, liebe Herr! Er meint es so gut mit Dir! Er nimmt sich wie ein Vater Deiner an! O wüßtest Du, wie lieb ich ihn habe! Nachts vor dem Einschlafen bete ich für ihn; Morgens, wenn ich erwache, steht sein Bild vor meinem Auge... Dann ist mir zu Muthe, als müßte ich vor ihn, wie vor den Heiland, niedersinken und den Staub seiner Füße küssen...

— Auch ich liebe ihn wahr und innig, denn ist er nicht mein Lehrer, mein Freund, mein Schutzgeist? Ich liebe ihn vielleicht schon darum, weil er Dich liebt. Was macht Dein Mädchen? fragt er jeden Morgen. Hat sie Dich noch recht lieb? Grüß' Deine Francilla und sag' ihr, daß die Blumen, die sie mir täglich durch Dich schickt, schöner als alle andern sind.

— Ach, wie mich das freut, wie mich das glücklich macht!

— O das ist noch nicht Alles! Er hat mir mehr, noch weit mehr gesagt...

— Rede, rede, Torquato, ich muß Alles, Alles wissen!

— Auch Deine Francilla, sagte er heute Morgen, soll nicht ewig das bleiben, was sie jetzt ist. Laß mich erst meine neue Oper vollendet haben, dann ...

— Dann? fragte das schmucke Kind mit wachsender Neugier.

— Dann ... dann will ich auch sie im Gesang unterrichten, auch ihr eine heitere Zukunft gründen ...

— Das will er thun? fragte das Blumenmädchen mit unbeschreiblicher Freude.

— Bin ich nicht in ihrer Schuld? sagte er. Beschenkt sie mich nicht tagtäglich mit den schönsten ihrer Blumen?

— Ach wie mein Herz schlägt! Nun bin ich wieder froh, Torquato, nun denk' ich nicht mehr an den Tod. Die Zukunft hat nichts Drohendes mehr für mich. Er wird mich unterrichten, ich werde fleißig sein, werde keine Stunde versäumen, werde Fortschritte machen, eine große, große Sängerin werden, in Gold und Seide, wie eine Königin, einhergehen und, wie Signora Colbrand, die Bewunderung der

ganzen Stadt an mich reißen. Und wenn ich mich auf offener Straße werde zeigen, wird Alt und Jung, Reich und Arm, stehen bleiben und sich zuflüstern: Das ist Signora Francilla, die erste Sängerin Neapels. Ich aber werde thun, als ob ich das gar nicht gehört hätte, und werde stolz durch die Reihen meiner Bewunderer schreiten und ganz im Stillen zu mir selber sagen: wem hast Du diesen Ruhm, wem hast Du dieses Glück zu danken? Ihm, ihm! rief sie aus, ließ ihr Blumenkörbchen fallen und sprang wie ein vor Freude halbnärrisches Kind umher.

Elleboro aber wurde nachdenkend und traurig.

— Was ist Dir? Stehst Du doch so traurig und niedergeschlagen, als ob Du an meinem Glücke keinen Antheil nähmest, als ob Du mir den Ruhm, dem ich entgegengehe, nicht gönntest?

— Francilla! rief der Arme im Tone wehmüthigen Vorwurfs.

— Hab' ich Dich beleidigt? Hab' ich Dich gekränkt? Sprich, Torquato! Deine traurige Miene, Dein düsteres Schweigen beunruhigen mich. Was hast Du? Was fehlt Dir?

— Ach, Francilla, ich finde Dich heute zum

ersten Male auf falschem Wege. Du baust Dir ein Luftschloß, an dessen Eingang der schlimme Drache Hochmuth steht. Hochmuth thut nimmer gut.

— Pfui, Torquato, wer wird denn gleich so griesgrämig sein! Francilla hat ja nur gescherzt und sich dabei nichts Böses gedacht ...

— Ich sehe Dich am Abgrunde eines Lasters, das Eitelkeit heißt und schon manches brave, ehrliche Mädchen in den Strudel des Verderbens hinabgezogen hat. Kehr' um, Francilla, kehr' um; gieb so eitlen Gedanken kein Gehör, bleibe, wie Du bis jetzt gewesen bist, bescheiden und anspruchslos ...

— Verlangst Du, daß ich ewig mit Blumen handeln und meines Lebens niemals froh werden soll? Ich will Künstlerin werden. Wenn das so was Böses ist, so begreife ich nicht, warum nicht auch Du das geblieben, was Du gewesen bist?

— Bin ich doch nur darum etwas Anderes geworden, um einst so viel zu haben, um für Dich sorgen zu können. Torquato sehnt sich nicht nach eitlem Glanz: sein höchstes Ziel ist Deine Liebe; alle andern Glücksgüter dieser eitlen Welt haben keinen Werth für ihn. Du, Du bist sein Alles!

— Torquato, verzeihe einem einfältigen Mädchen, das nicht weiß, was es im Uebermuthe der Freude schwatzt. Verzeihe Deiner Francilla, die Dich nicht mehr kränken will, sagte sie mit rührendweichem Tone und flog mit Thränen in den Augen an das Herz des Geliebten.

Elleboro umschloß sie fest mit beiden Armen, drückte einen brennendheißen Kuß auf die keuschen Lilien ihrer Stirn und bat mit wehmüthig flehendem Tone:

— Francilla, Francilla, bleibe, was Du bist!

17.

Drei Wochen nach jenem Auftritt, in welchem der arme ehrliche Lazzarone den ersten unerfreulichen Blick in die Seele seines Mädchens geworfen hatte, überreichte Maestro Rossini dem unverschämten Quälgeiste Barbaja die so eben vollendete Partitur seiner neuen Oper „Elisabeth“.

— Tausendsasa! rief der freudig überraschte Impresario, laß Dich umarmen!

— Wozu dieser Luxus? Signor Barbaja kann mir dafür einen andern Dienst erweisen ...

— Ich verstehe. Du brauchst Geld! Wie viel?

— Armselige dreitausend Francs.

— Wozu? fragte der Sultan, seine Brieftasche hervorholend.

— Ich habe, unter vier Augen gesagt, die Bekanntschaft einer jungen Frau gemacht, welche tausend kleine Wünsche hat, die ich Aermster befriedigen muß.

— Frauen, die uns anziehen, pflegen uns auch auszuziehen. Derlei Liaisons sind sehr kostspielig. Niemand weiß das besser als ich. Laß sie laufen!

— Leicht gesagt! Was würdest Du sagen, spräche ich: Deine Colbrand zieht Dich aus, laß sie laufen!

— Dieser Rath, würde ich Dir antworten, ist nicht so dumm als Du glaubst. Aber sieh', Junge, diese Colbrand ist eine Spinne, die mich mit zauberhaften Fäden in ihr Netz bannt. Schon hundert Mal hab' ich mir vorgenommen, dieses Netz zu zerreißen; immer aber hat die Hexe es verstanden, mich durch Koketterie und Eifersucht von Neuem zu

umgarnen. Apropos, Maestro, ist Dir ein Marchese Silvio Tacconi bekannt?

— Tacconi! wiederholte Rossini, den diese unerwartete Frage nicht wenig zu überraschen schien; ich will doch nicht hoffen, daß Du ihn kennst?

— Ich frage Dich, ob Du ihn kennst?

— Ja und nein, oder richtiger gesagt, nein und ja.

— Der Teufel kann das verstehen; erkläre Dich deutlicher ...

— Ich kenne zwar keinen Marchese Tacconi, dafür aber kenne ich einen Mann, der sich unter diesem angenommenen Namen ... kannst Du schweigen? ...

— Wie ein Fisch ...

— Einen Mann, der sich unter diesem Namen um die Liebe Deiner „schwarzen Nachtigall" beworben, ihr sein Herz und sein Vermögen zu Füßen gelegt und ... der Maestro machte vorsätzlich Halt, um Barbaja's Neugier aufzustacheln.

— Willst Du mich foltern?

— Das nicht, Dir aber unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertrauen, daß dieser junge, schöne, reiche Cavalier ihr sogar seine Hand

angetragen und dennoch ... dennoch einen Korb bekommen hat.

— Und von wem weißt Du das Alles?

— Aus der besten Quelle.

— Von der Colbrand?

— Nein, von ihm selbst.

— Du kennst ihn persönlich?

— Wie Dich und mich.

— Du nanntest ihn jung, schön, reich ...

— Jung wie Amor, schön wie Adonis und reich wie Plutus.

— Und sein wahrer Name?

— Ja sieh', Freundchen, den darf ich Dir nicht nennen.

— Warum nicht? fragte Barbaja mit aufwallendem Zorne.

— Weil ich das heilige Gelübde gethan habe, ihn unter keiner Bedingung zu verrathen; doch so viel darf ich Dir sagen, daß er einer der reichsten Cavaliere Genua's und ein politischer Flüchtling ist, der seit Kurzem in Neapel, heut' unter diesem, morgen unter jenem angenommenen Namen, in großer Zurückgezogenheit lebt.

— Ein politischer Flüchtling! Ein Unruhstifter! Ein Carbonaro! Ein Verbrecher! Ich denuncire ihn!

— Glaubst Du, daß Dir das etwas nützen wird? Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß selbst den Argusaugen der Polizei es nicht gelingen soll, den Schlupfwinkel, in dem der Unglückliche sich verborgen hält, auszuspioniren.

— Du aber wirst doch wissen, wo er wohnt?

— Allerdings!

— Charmant, charmant! Nun denuncire ich zuerst Dich ...

— Meinetwegen!

— Neapels Polizei versteht keinen Spaß ...

— Ich auch nicht.

— Sie wird Mittel finden, Dich zu zwingen ...

— Wer kann mich zwingen, einen Freund, einen theuren Freund zu verrathen?

— Beantworte mir eine Frage nur. Ist er blond oder brünett?

— Brünett, noch brünetter als ich, brünett wie der Teufel.

— Ha, Du lügst! Erst gestern sagte mir die Colbrand, er sei blond, unausstehlich blond.

— Dann war sie aufrichtiger als ich. Das ist aber auch vielleicht das Einzige, was sie Dir von ihm gesagt.

— Sie hat mir nichts verschwiegen. Ich weiß Alles, Alles. Ich weiß, daß der Unverschämte, trotzdem, daß sie ihm rundheraus erklärt hat, nichts von ihm wissen zu wollen, sie auf Steg und Weg verfolgt und alle Mittel der Verführung, Liebesbriefe, Geschenke, Schwüre, Gedichte, Serenaden in Bewegung setzt, sie zu überreden ...

— Mit ihm nach Frankreich zu entfliehen.

— Auch das weißt Du schon? Wehe, wehe diesem elenden Carbonaro, wenn der Zufall ihn in meine Klauen führt! Wenn ich zornig werde, bin ich ein Vieh! Ich erwürge, ich zerreiße ihn mit meinen Nägeln. Aber trotz allen Auflauerns hat's mir bis jetzt nicht gelingen wollen, ihn zu erwischen. Bald komme ich zu früh, bald komme ich zu spät. Aber nur Geduld! Den Spürhunden unserer Polizei soll er nicht entgehen! Siehst Du ihn, Maestro, so sage ihm in meinem Namen, daß er ein elender Lump, ein nichtswürdiger Schurke ist. Sprich, willst Du das thun?

— Recht gern; doch halte ich's für Pflicht, Dich aufmerksam zu machen, daß mit dem Marchese in solchen Dingen nicht zu spaßen, und daß er ein Hitzkopf ist, der selbst die kleinste, unbedeutendste Beleidigung nicht ungerächt läßt.

— Geh', geh', Du willst mich ins Bockshorn jagen. Aber ein Mann, wie Barbaja, der alle Behörden, den Polizeiminister, ja selbst den König und seine Floridia in der Tasche hat, fürchtet sich, hier in Neapel, selbst vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Ich bitte, ich beschwöre Dich, Maestro, dem Marchese Tacconi, oder wie der Lump heißen mag, je eher je lieber zu sagen, daß er sich vor mir in Acht nehmen und mich und die Colbrand nicht mehr belästigen soll; sage ihm, daß er sich hüten soll, mir in die Klauen zu laufen, denn erwische ich den elenden Carbonaro, dann schlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Hörst Du, das sag' ihm, wiederholte der Wüthende zehn Mal in einem Zuge und keuchte dabei wie ein Windhund, der sich den Athem ausgelaufen hat.

— Sei unbesorgt, er soll Alles, Alles erfahren.

— Wann aber?

— Sobald ich ihn wiedersehe. Er ist gestern nach Palermo gereist und kehrt von dort erst in vierzehn Tagen zurück.

— Tant mieux! Hier sind dreitausend Francs. Nun gehe Deine Wege. Ich habe mich geärgert, daß ich an allen Gliedern meines Leibes zittere. Was Deine „Elisabeth" anlangt, so sollen die Stimmen in längstens drei Mal vierundzwanzig Stunden ausgeschrieben sein und heute über vierzehn Tage die Proben beginnen. Ich will keine Kosten scheuen, um die erste Oper, welche von Dir in Neapel aufgeführt wird, so glänzend in Scene zu setzen, daß selbst der „gekrönte Lazzarone" Maul und Augen aufreißen und sich gestehen soll: „Barbaja ist ein Kerl, der seine Sache versteht". Ist der König mit mir zufrieden, was frag' ich dann nach dem Publikum! Die Dummköpfe, die da glauben, mich Gott weiß wie sehr zu kränken, wenn sie hinter meinem Rücken sich in's Ohr flüstern, daß ich weder schreiben, noch lesen kann. Ihr Heupferde! Ihr Stockfische! Ihr Maulesel, die Ihr mit all' Eurem Wissen keinen Hund aus dem Ofen locken könnt, Ihr, die Ihr in Eurem ganzen Leben nicht so viel Grani erwerben

werdet, als Barbaja Scudi zusammenscharrt, hätte ich in den Schulen so lang' umhergefaullenzt als Ihr, wer weiß, ob ich's nicht weiter gebracht, als mancher Eurer hochnäsigen Schriftgelehrten, der sich für ein Orakel hält, das alle Weisheit mit Löffeln gefressen habt, obgleich er, bei Lichte betrachtet, oft zehn Mal dümmer als Unsereiner mit seinem Bischen Mutterwitz ist! Auf Wiedersehen, Maestro! Der Teufel hole die Schriftgelehrten und den vermaledeiten Marchese Tacconi. Noch heute soll der Polizeiminister erfahren, daß sich unter diesem Namen ein politischer Flüchtling, ein elender Carbonaro hier herumtreibt!

— Thu' das, sprach Rossini, nahm das Geld und ging.

— Dieser unersättliche Bologneser kostet mich ein schweres Geld! seufzte Barbaja und trug die dreitausend Francs Vorschuß in seine Brieftafel ein. Mißfällt seine Oper, dann jag' ich ihn fort; denn auch ihm traue ich nicht; auch ihm scheint die Colbrand weit mehr zu gefallen, als er ihr und mir zu gestehen wagt; aber merke ich nur das Allermindeste, dann sage ich wie der russische Gesandte zu seinem leibeigenen Kutscher: Paschol! Paschol!

18.

In Neapel ist die erste Aufführung einer neuen Oper ein Ereigniß, das alle Klassen der Bevölkerung beschäftigt, die Aermsten wie die Reichsten, denn selbst der letzte Lazzarone ist ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik. Musik ist sein Trost, Musik ist sein Labsal; weit leichter könnte er zwei Tage ohne Essen, als zwei Stunden ohne Singen leben. Ein hübsches Lied ist der goldene Sonnenstrahl, der die leichten Wölkchen seines Kummers verscheucht. Musik ist die gute Fee, deren Zauberglöckchen selbst aus dem trübsten Winkel seiner Seele himmelblaue Freude und frühlingsfrischen Frohsinn heraufbeschwört; eine gute Fee, deren sonniges Lächeln am gramerstarrten Herzen die Eisblumen der Sorge schmilzt und die verwelkten Keime der Freude zu neuem Leben erweckt. Keine von allen Künsten trägt mehr Beruhigung in sich als die Musik. Musik ist das Flüstern guter Engel, die auf der Himmelsleiter unserer Seele auf- und niederschweben und mit dem magischen Irisstaube ihrer tausendfarbigen Schwin-

gen uns tröstende Mahnungen aus dem Jenseits ins Ohr rauschen und jedem Zweifler den Glauben, jedem Geängstigten die Ruhe, jedem Gequälten den Frieden seiner Seele wiedergeben. Guido Casoni, der eine gelehrte Abhandlung über die Magie der Liebe geschrieben hat [1]), leitet den Stammbaum der Musik von der Liebe her. Der alte Italiener mag wohl Recht haben, denn alles Große, alles Schöne, Alles, was uns mit der ganzen Welt und mit uns selbst versöhnt, wurzelt in der Liebe. Liebe ist ja auch nichts Anderes als Musik, die einstimmige Melodie zweier gleichgesinnten Seelen.

Ein doppeltes Interesse erregte Rossini's „Elisabeth". Schon vierzehn Tage vor der ersten Aufführung — die Anfangs September stattfand — waren alle Logen verkauft, alle Plätze vergriffen. Die Blätter, deren Herausgeber nach Barbaja's Pfeife tanzen mußten, erzählten schon vier Wochen vorher blaue Wunder von dem Pomp der Ausstattung. Ein vornehmer Engländer, schrieben sie, habe aus England eine Menge Bilder und Zeichnungen kom-

1) Della magia d'amore, Venezia 1596. 56 Seiten. 4.

men lassen, nach welchen Barbaja die Costüme der Königin u. s. w. habe anfertigen lassen, was auch wirklich der Fall war. Baronet Habakuk Millbury, ein Verehrer der Colbrand, hatte sich mehr als hundert Portraits aus den Zeiten der Königin Elisabeth verschafft, um den Impresario in den Stand zu setzen, im Costüme keinen Verstoß gegen die historische Treue zu begehen.

Nicht minder glänzend war die Besetzung der Oper. Madame Colbrand sang die Elisabeth, der Tenor David den Leicester, Garcia (der Vater der später so berühmt gewordenen Madame Malibran) sang den Norfolk und Demoiselle Chaumel, eine Französin, die sich in Italien Comelli nennen ließ, sang die Mathilde. — Gleich das erste (F-moll) Duett zwischen dem Günstling der Königin und seiner jungen, als Pagen verkleideten Gattin: „Incauta! che festi?“ schlug wie ein zündender Funke ins Pulverfaß und riß die Hörer zu endlosem Jubel hin. Nicht minder schön ist das Duett zwischen der Königin und Norfolk: „Con qual fulmine improvviso“. Von unbeschreiblicher Wirkung ist das Finale, in dem Elisabeth ihrem Günstling, der sich

mit Mathilden heimlich vermählt hat, Hand und Krone anbietet. Leicester und seine Gattin, die sich verrathen sehen, sind vernichtet. Die Königin ruft ihre Wachen, die dem Grafen den Degen abfordern. Die bis zur Wuth gesteigerte Eifersucht Elisabeth's, die grenzenlose Verzweiflung Leicesters, Mathildens zärtliche Liebe und des verrätherischen Norfolk's frohlockendes Triumphiren bilden ergreifende Gegensätze, die unser Maestro durch das Feuer seiner fortreißenden Melodien dergestalt zu heben verstand, daß das Publikum, wahrhaft trunken vor Freude, in fanatischen Jubel, in anakreontische Verzückung gerieth.

Mit unbeschreiblicher Spannung sah man nun der Wirkung des zweiten Actes entgegen. Die Wachen der Königin führen die gefangene Gräfin herbei. Das obligate Recitativ, in dem Elisabeth ihr befiehlt, dem Gatten zu entsagen, schnürte allen Zuhörern die Brust zusammen. Man muß in dieser Scene, schreibt Herr von Stendhal, die Colbrand gesehen haben, um den beispiellosen Enthusiasmus zu begreifen, mit dem ganz Neapel ihr damals zugethan war. Dieser wahrhaft schönen, wahrhaft

tragischen Scene folgt ein Duett zwischen der Königin und Mathilden „Pensa che sol per poco sospendo l'ira mia“, das durch Leicester's Eintreten in ein Terzett übergeht, welches ohne Zweifel eine der großartigsten und wirksamsten Nummern ist, die Rossini jemals geschaffen hat. Etwas schwächer erscheinen die darauf folgenden Scenen zwischen Leicester und Norfolk; aber desto wirksamer entfaltet sich das prächtige Finale, in welchem die Königin in des Günstlings Kerker hinabsteigt, um ihn zum letzten Male vor seinem Gang zum Tode zu sehen. Hier entdeckt sie Norfolk's schwarzen Plan und wird nur durch Mathildens Dazwischentreten dem Dolche des Verräthers entzogen. Elisabeth, tief ergriffen von der Großmuth ihrer Nebenbuhlerin, verzeiht den Liebenden, die, zu deren Füßen niederstürzend, um Gnade flehen. Der Ruf der Königin „Bell' alme rose a questo sen venite“ und die darauf folgende Bravour-Arie mit Chor [1]) machte auf die empfänglichen Gemüther des musikberauschten Publikums

---

1) In Italien pflegt man solch' ein Gegenstück „Aria col pertichini“ (Arie mit Vorspann) zu nennen.

einen so tiefen, mächtigen, wahrhaft hinreißenden Eindruck, daß der Sieg der Oper nun vollständig entschieden und Rossini seit jenem Augenblick der „divo maestro“, der „dio della musica“, Neapels hochgefeierter Götze war.

Doch nicht blos er, auch die Colbrand, die an diesem Abende sich selbst übertroffen, hatte einen glänzenden Triumph davongetragen. Noch nie hatte ihr das Publikum so reichen, warmen, ungetheilten Beifall zu Theil werden lassen; nach jeder Nummer wurde sie mit tausendstimmigem Bravoruf und am Schlusse der Vorstellung mit Blumen und Kränzen überschüttet. Kurz vor dem Ende der Oper hatten König Ferdinand und die Herzogin von Floridia den Impresario rufen lassen, um ihm zu sagen, daß Musik und Aufführung ihre kühnsten Erwartungen übertroffen habe und daß die Colbrand schon seit langer Zeit nicht so gut bei Stimme gewesen sei, als heute. Barbaja war nun doppelt glücklich: einmal, weil die neue Oper und dann weil seine „alte Flamme“ im strengsten Sinne des Wortes Furore gemacht. Keuchend stürzte er in die Garderobe, um der Colbrand seinen Glückwunsch abzustatten.

— Nun, Signor? fragte Königin Elisabeth, die halb entkleidet vor dem Sultan stand.

— Gratulire! Gratulire! sagte Barbaja. Heute, Colbrand, hast Du so schön, so wunderschön gesungen, daß ich Dich umarmen muß.

— Nur jetzt nicht, sprach sie abwehrend.

— Und warum jetzt nicht?

— Weil ich echauffirt bin und mich nicht erkälten mag.

In demselben Augenblick klopfte Jemand.

— Herein! rief Signora, ihren Shawl umwerfend.

— Störe ich? fragte Rossini, den Kopf durch die geöffnete Thür steckend.

— Nur näher, Maestro, nur näher! Sie sind es, dem ich diesen neuen Triumph verdanke. Sie sind der Einzige, der für meine Stimme zu schreiben versteht. Sie allein wissen, was Gesang ist. Ihre Musik, Signor Rossini, ist so schön, so himmlischschön, daß sie Alles entzückt, Alles mit sich fortreißt. Signor Barbaja, gestatten Sie der Königin Elisabeth, hier vor Ihren Augen, den Grafen Leicester zu

umarmen, sprach die vom Weihrauch berauschte Primadonna, umhalste den Maestro und gab ihm einen jener Küsse, die man nicht hören kann, ohne darauf etwas neidisch zu werden.

— Dagegen muß ich ernstlich protestiren! rief der eifersüchtige Sultan. Du, Colbrand, bist ebensowenig eine Elisabeth, als dieser da ein Leicester ist.

— Wie so? fragten Beide.

— Leicester war ein Verräther, ein Heuchler, ein Schurke.

— Und Elisabeth? fragte die Colbrand.

— Starb, wie die Geschichte uns erzählt, als Jungfrau, sagte Barbaja und belachte den plumpen Spaß.

— Flegel! rief Angélique.

— Ja, das bin ich! Aber hab' ich nicht auch ein Recht dazu? Wozu wäre man Millionär? Nur arme Schlucker müssen artig und bescheiden sein.

— Hast Du, fragte Rossini, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, das Gedicht gelesen, das, an einem Lorbeerkranze befestigt, aus der Prosceniumsloge auf die Bühne flog?

— Ein Gedicht? Ich lese keine Gedichte, warf der Sultan mit leicht erklärlicher Verachtung hin.

— Und dieses Gedicht? Galt es Ihnen oder mir? fragte die Colbrand.

— Der Königin Elisabeth, sprach Rossini, auf das Blatt weisend.

— Ich bitte, lesen Sie, sagte die Primadonna vor den Spiegel tretend, um sich die Schminke abzuwischen.

— Der Dichter muß verteufelt verliebt sein. Hören Sie nur:

„Nicht zum Hassen, nur zum Lieben
Bist Du, Königin, geboren,
Darum sei Dir, hohe Herrin,
Lieb' und Treue zugeschworen.“

— Bravo! Bravo! Weiter! Weiter! bat die Colbrand.

— Der zweite Vers gefällt mir noch besser:

„Nur zum Lieben, nicht zum Hassen
Hat der Himmel Dich erkoren,
D'rum erhöre Lester's Flehen,
Sei für Lester nicht verloren.“

— Charmant! Charmant! flötete die Königin sich umkehrend. Nun, mein Herr Tyrann, was sagen Sie zu diesen Versen? fragte sie ihren Sultan.

— Elendes Reimgeklingel! Von wem ist der Quark?

— Von einem Versifax, der sich Silvio Marchese Tacconi unterzeichnet hat.

— Von Tacconi, wiederholten Beide gleich sehr überrascht.

— Kannst Du lesen? fragte Rossini mit boshaftem Lächeln.

— Her mit dem Wisch, rief Barbaja, riß dem Maestro das Gedicht aus der Hand, warf einen Blick darauf mit einer Miene, als ob er lesen könne, und sagte dann: Wahrhaftig, da unten steht Tacconi!

— Du irrst, lieber Freund, erwiderte Rossini, der Name steht hier oben.

— Oben oder unten, gleichviel! Der Teufel hole den elenden Reimschmied, rief der weiße Othello und schob das Gedicht wüthend in seine Brieftasche. Komm, Maestro, komm; wir wollen Signora, die sich umkleiden will, nicht länger beschwerlich fallen. Gute Nacht, Colbrand!

— Gute Nacht, divo maestro, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren eben so süß, wie ich auf den

meinigen, sprach die Primadonna, indem sie dem Maestro die Hand reichte.

Ein zärtlicher Druck sagte ihr mehr, als der Dicke hören konnte.

Draußen häkelte sich der Impresario höchst vertraulich in den Arm seines Freundes ein.

— Spitzbube, sagte er, Du hast mich belogen.

— Ich?

— Ja Du, Seehund! Sagtest Du nicht, der Marchese sei nach Palermo gereist und kehre erst später zurück?

— Tacconi ist, so viel ich weiß, noch nicht hier.

— Und das Gedicht?

— Hat er allem Anscheine nach durch einen seiner Freunde herabwerfen lassen.

— Die Unverschämtheit dieses elenden Jakobiners bringt mich noch in's Grab. Ich hasse diesen Tacconi dergestalt, daß ich ihn kalten Blutes ermorden könnte.

— Ich wüßte mir Ruhe zu verschaffen ...

— Aber wie?

— Ich an Deiner Stelle würde ihn fordern ... auf Pistolen ...

— Bist Du verrückt? Ein Mann mit meinem Gelde ist zu Duellen niemals aufgelegt. Ein armer Teufel, der nicht viel zu verlieren hat, schlägt sich viel leichter. Hättest Du vielleicht Lust, Dich mit ihm zu schlagen?

— Mich hat der Marchese nicht beleidigt ...

— Hol' Dich der Henker! Du hast nicht mehr Courage, als ich. Aber nur Geduld, nur Geduld! Der Spitzbube entrinnt mir nicht. Vor acht Tagen habe ich ihn denuncirt. Der Minister, den ich im Sacke habe, hat mir versprechen müssen, alle seine Spürhunde aufzubieten, um dem gefährlichen Demagogen auf die Spur zu kommen. Haben wir ihn dann einmal, dann schicken wir ihn geschlossen nach Genua zurück. Der gute Marchese bekommt dann den Strick, und Barbaja, der einen Hochverräther ausgeliefert hat, vom König von Sardinien einen Orden um den Hals. Siehst Du, Maestro, das Eine fehlt mir noch ...

— Meinst Du den Strick oder den Orden?

— Den Strick, Dummkopf, kannst Du für Dich behalten. Bin ich erst Ritter des Sanct-Lazarus- oder St.-Mauritius-Ordens, dann, guter Freund,

sind alle Wünsche meines Lebens erfüllt, dann tausche ich weder mit unserm Herrgott, noch mit dem heiligen Dominik, meinem erhabenen Schutzpatron und Namensvetter.

— Hast Du erst einen Orden, dann wirst Du auch geadelt.

— Und bin ich erst geadelt, dann sollst Du Deine Freude an mir haben!

— Marquis Barbaja, Ritter des heiligen Lazarus-Ordens, ich empfehle mich Ihrem huldreichen Schutze, sprach der Maestro, machte eine sehr ehrerbietige Verbeugung und schlug gleich darauf ein höchst anzügliches Gelächter auf.

— Warte, Maestro, wenn Du wieder Geld brauchst, dann ist die Reihe des Lachens an mir.

19.

Seit jenem Abende, an dem der „Schwan von Pesaro“ und die „Philomele von Madrid“ einen so glänzenden, Hand in Hand gehenden Triumph gefeiert, hatte sich zwischen ihr und ihm ein Verhältniß

angesponnen, dem Anfangs ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt war. Jeder der beiden Theile hatte sich heimlich gestanden, daß sie, Einer geschaffen für den Andern, wohl geeignet wären, einst ein Ganzes zu bilden. Doch war es zwischen Beiden noch nicht zur Erklärung gekommen, weil eine doppelte Furcht sie davon zurückhielt: die Furcht vor der Eifersucht Barbaja's, von dem Beide mehr oder weniger abhängig waren, und endlich die Furcht vor sich selbst, ob Einer dem Andern wirklich so gefalle oder zusage, daß er später, wenn es zur Erklärung käme, nicht Gefahr laufe, einen Korb zu erhalten. Beide Theile beschlossen im Stillen, sich ja nicht zu übereilen, mit möglichst größter Vorsicht das gegenseitige Schlachtfeld zu untersuchen, die Tiefe ihrer Zuneigung zu ergründen und erst dann, wenn sie eingesehen, daß eine Vereinigung zwischen ihnen ihrer beiderseitigen Zukunft förderlich sei, den verdeckten Plan in einen offenen Angriff zu verwandeln.

So wuchs denn allmälig eine jener vernünftigen Verbindungen empor, deren Basis nicht auf den Rauchsäulen flüchtiger Sinnlichkeit, sondern auf den Grundpfeilern kluger Berechnung des gegenseitigen

Eigennutzes gebaut war. Anfangs, als noch keiner von beiden Theilen wußte, was er vom Andern halten und glauben sollte, fühlte man sich, so zu sagen, wechselweise auf den Zahn, um zu erfahren, wie hoch oder niedrig der Cours der Papiere stehe, denn, bei Lichte und ruhigem Verstande betrachtet, war die ganze Operation nichts weiter als ein höchst eigennütziger Handel, ein gewagtes Börsenspiel, in dem ein Theil den Andern zu übervortheilen hoffte.

Die Colbrand sagte sich: Du bist zwar sechs bis acht Jahre älter als er, aber immer noch schön und pikant genug, um diesen Flattergeist an Dich zu fesseln. Es ist Zeit, gestand sie sich, daß Du allmälig ans Heirathen denkst, denn ein Weib, das in seinem fünfunddreißigsten Jahre nicht unter die Haube kommt, ist in den kurzsichtigen Augen der Welt eine alte Jungfer, und da ich keine Lust in mir verspüre, in Barbaja's Armen zu verwelken, so ist es mein fester Entschluß, mich in spätestens fünf Jahren zu verheirathen.

Rossini sagte sich: Ich bin zwar viel jünger, aber tausend Mal ärmer als sie. Was nützt mir all' mein Talent, was all' mein Ruhm, wenn ich nicht

Geld, sehr viel Geld habe? Ohne Geld hängt selbst der größte Geist von den Launen jenes vielköpfigen Ungeheuers ab, das uns heute in den Himmel erhebt, um uns, vielleicht schon morgen, in den Koth fallen zu lassen. Ich kenne das Publikum, das uns heute vergöttert und uns morgen vergißt und in Armtuh und Elend umkommen läßt. Drum will ich heirathen, nicht aus Liebe — Gott behüte Jeden vor solcher Narrethei! — sondern aus Vernunft. Und zu solcher Heirath eignet sich keine mehr als die Colbrand. Ihr Herz hat bereits ausgeglüht, die Sinnlichkeit hat ausgetobt; sie verlangt keinen Schwärmer, der, mit der Mandoline in der Hand, zu ihren Füßen Barcarolen singen und ihr ewige Liebe, ewige Treue schwören soll; sie verlangt einen ruhigen, vernünftigen Mann, der ihr einen vornehmen Rang oder einen berühmten Namen giebt. Der Frau, fuhr er fort, kann geholfen werden: ich heirathe ihr Vermögen, sie heirathet mein Talent, und auf diese Weise macht Keiner von uns ein übles Geschäft.

Nun fragen wir Jeden, ob das nicht ganz vernünftig ist? Die meisten jener Ehen, die aus reiner Neigung unternommen werden, pflegen in der Regel

ein trauriges Ende zu nehmen; die Feuergluth der Liebe erlischt unter der Lava der Gleichgiltigkeit und von dem ganzen Ausbruch brennendheißer Schwüre bleiben dann nur die Schlacken der Reue, der Liebe Bimsstein, zurück. Bei Ehen aber, welche die Vernunft geschlossen hat, pflegt die Reue viel seltener einzutreten und auch dann nur in so gemäßigter Form, daß der krankhafte Zustand ohne heftige Krisis verläuft und keine üble Folgen zurückläßt.

Eines Morgens, als unser Maestro, nach beendigter Probe, die erste Sängerin nach Hause begleitete, wagte er ihr seinen Arm anzubieten.

— Ich würde ihn annehmen, sagte Signora Colbrand, wüßte ich nicht, daß dies hinreichend wäre, den Verdacht meines alten Seladon wachzurufen. Sie wissen, daß Barbaja ein eifersüchtiger Narr und daß jeder Chorist von San Carlo sein Spion ist, der Alles, was er sieht, dem Sultan brühwarm zuträgt. Erführe er, daß wir auf offener Straße uns geführt haben, so würde er den Schluß ziehen, daß wir zu Hause auf vertrauterem Fuße stehen, als ihm lieb ist.

— Was um Alles in der Welt kann er Ihnen anhaben? Höchstens kann er Ihnen kündigen ...

— Das wäre das wenigste. Ich finde in Italien und Frankreich zehn andere Bühnen, die mich mit offenen Armen aufnehmen; nirgends aber finde ich einen zweiten Barbaja, den ich wie Seide um den Finger wickeln kann, den ich trotz seines Geizes daran gewöhnt habe, mich als Danaë und sich als Jupiter zu betrachten, der in keiner von allen Metamorphosen verführerischer als in der Verkleidung eines Goldregens ist ...

— Sie müssen sich bereits ein hübsches Sümmchen gespart haben ...

— Man thut, was man kann; doch läßt man Fremde nicht gern in seine Karten schauen ...

— Gestern erzählte man sich im Salon der Lady Monmouth, Signora Colbrand habe sich seit vier Jahren schon gegen fünfzigtausend Scudi zurückgelegt ... Wenn das wirklich wahr wäre, dann würde ich ...

— Heraus mit der Sprache ...

— Ihnen ... von ganzem Herzen glückwünschen,

sagte Rossini, auf halbem Wege vorsichtig umkehrend.

— Reden wir nicht immer von dem elenden Mammon. Geld allein, setzte sie mit künstlich erzeugtem Seufzer hinzu, macht nicht glücklich ...

— Wohl wahr, doch ist es als Mittel, das sicher zum Ziele führt, gewiß nicht zu verachten ...

— Dieser Ansicht bin auch ich und war darum immer auf's Sparen bedacht ...

— Sparen, Signora, ist eine schöne Tugend ...

— Haben auch Sie gespart???

— Bis jetzt noch nicht ... Der Mann fängt gern dann erst diese Tugend zu üben an, wann er weiß, für wen er spart ...

— Man spart zuerst für sich und dann für ein Wesen, das uns liebt ...

— Mich, Signora, erwiderte Rossini mit naturgetreuem Seufzer, mich liebt Niemand!

— Sie werden ungerecht gegen sich. Ganz Neapel weiß, daß Sie einer jener Glücklichen sind, die von aller Welt geliebt werden ...

— Von aller Welt! Wie viel und doch wie wenig will das sagen! O glauben Sie mir, glücklich

ist nur der, welcher von dem Wesen geliebt wird, das er selber liebt ...

— Und Sie, Maestro, lieben von all' den Frauen, die Ihnen ihre Gunst geschenkt, keine Einzige?

— Keine Einzige! betheuerte Rossini mit wahrhaft feierlichem Ernste.

— Man wäre aufgelegt, Sie herzlich zu bedauern, müßte man nicht befürchten, von Ihnen dafür höchst unbarmherzig ausgelacht zu werden ...

— Sie verkennen mich, sagte der Maestro mit schmelzendweichem Tone.

— O wer Ihnen trauen dürfte! Alle Männer sind Heuchler. Warum sollten gerade Sie der Einzige sein, von dem man glauben dürfte, daß er eine Ausnahme macht ...

— Angélique! hauchte Rossini, indem er den Arm der Signora mit mehr Ungestüm drückte, als sie ihm bisher zugetraut hatte.

— Hüten Sie sich, Maestro, sentimental zu werden. Das liebe ich am allerwenigsten ...

Rossini, der überzeugt gewesen war, einen Schritt weiter vorgerückt zu sein, fühlte sich durch diese kalte

Warnung so weit zurückgestoßen, daß sein feiner Takt, der ihn nie verließ, ihm den guten Rath eingab, urplötzlich neue Saiten aufzuspannen und ein Lied aus ganz entgegengesetzter Tonart anzuschlagen. Als gewandter Contrapunktist ging er rasch aus G-moll, der Tonart unglücklicher Liebe, in D-dur, die Tonart ungetrübter Heiterkeit, vom sentimentalen Seufzen zum ausgelassenen Lachen über.

— Erlauben Sie, Signora, Sie ein klein wenig auszulachen.

— Weshalb? fragte die Primadonna, von diesem allzukecken Uebergang unangenehm berührt.

— Weil Sie so leichtgläubig sind! Weil Sie einen harmlosen Scherz für Wahrheit hingenommen! Auch ich, Signora, bin ein abgesagter Feind jeder sentimentalen Regung und kenne Schmachten und Seufzen, Empfindelei und Schwärmerei nur dem Namen nach ...

— Und doch glaubte ich dann und wann in Ihren Augen ein Gefühl zu lesen, das mich glauben ließ ...

— Was, Signora? fragte der Maestro, zärtlich ihre Hand erfassend.

— Daß Sie das für mich empfinden, was ein weniger geübtes Auge, als das meine, Liebe nennen würde ...

— Und wenn Ihr Auge sich dennoch getäuscht hätte, wenn ich, angebetetes Weib, für Sie wahre, innige Liebe empfände ...

— Dann, Signor Rossini, wäre die Reihe des Auslachens wieder an mir, sagte die Colbrand und lachte ihm geradezu in's Gesicht. Ei, ei, Maestro, ein guter Schauspieler darf nicht so schnell aus seiner Rolle fallen. Trotz aller Masken durchschaue ich Sie ...

— Und was glauben Sie?

— Daß es Zeit ist, von etwas Wichtigerem zu reden. Marquis Tacconi ...

— Ist, so viel ich weiß, noch immer in Palermo ...

— Und Barbaja ...

— Mehr als je in Verzweiflung, daß es ihm trotz seiner Denunciation und trotz der eifrigsten Nachforschungen der Polizei nicht gelingen will, die Spur seines Nebenbuhlers ausfindig zu machen. Das Gedicht, das der Marchese durch einen seiner Freunde

aus der Loge auf die Bühne werfen ließ, hat ihm die Ueberzeugung verschafft, daß die Bewerbung des „elenden Carbonaro“, ernsterer Art ist, als er Anfangs geglaubt hatte. Er zeigt die verliebten Verse allen Leuten und fragt alle Welt, ob Jemand einen Genueser kennt, der sich unter dem angenommenen Namen eines Marchese Tacconi bald hier, bald dort umhertreibt.

— Er ist also wirklich eifersüchtig ...

— Ueber alle Beschreibung ...

— Das ist gut, sehr gut; auf diese Weise halte ich ihn ewig im Schach und mache ihn von Neuem in mich verliebt.

— Und das Ende vom Liede?

— Prinzessin Europa hält den Stier Jupiter bei seinen Hörnern fest bis zu dem Augenblick, wo sie seiner nicht mehr bedarf; dann streift sie ihre Maske ab und ... wirft sich einem andern Gott in die Arme.

— Die meinigen finden Sie jederzeit geöffnet. Ach, Angélique, Liebe ist doch kein leerer Wahn!

— Still, still! Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so sagen Sie mir nichts mehr von Liebe. Liebe ist ein Fantom ...

— Ein Hirngespinnst ...

— Ein kindischer Traum ...

— Ein veraltetes Ammenmärchen ...

— Und doch klingt es so schön, so süß ...

— Daß es Sie nicht langweilen würde, wenn der treueste Ihrer Verehrer, wenn der aufrichtigste Ihrer Anbeter ...

— Schweigen Sie, Spötter, ich glaube Ihnen kein Wort. Das Allerwichtigste aber hätte ich beinah' vergessen ... wollen Sie heute Abend nach der Oper einen Löffel Suppe bei mir essen? fragte die Colbrand, die so eben vor ihrer Wohnung angelangt war.

— Mit tausend Freuden, reizender Kobold.

— Gut, ich erwarte Sie ... doch, wie gesagt, kein Wort von Liebe ...

— Liebe ist eine Dummheit!

— Das laß ich mir gefallen! Auf Wiedersehen, Maestro, lächelte die Kokette, drückte ihm zärtlich die Hand und verließ ihn.

— Ein Götterweib, sagte Rossini zu sich selbst. Glatt wie eine Schlange, schlüpfrig wie ein Aal und schlau wie der Teufel. Glaubt man ihn beim

Schopfe zu haben, zeigt er uns mit Hohngelächter seinen Pferdefuß und ruft: „Gefoppt, gefoppt!“ Und dennoch fange ich zu glauben an, daß diese Kokette mir nicht gleichgiltig ist; doch kann ich noch immer nicht klug aus ihr werden. Liebt sie mich oder liebt sie mich nicht? fragte er sich so laut, daß der Vorübergehende es hören konnte.

— Sie liebt Dich, sagte David, der plötzlich vor ihm stand.

— Wer? fragte Rossini, wie aus einem Traum erwachend.

— Lady Esther Monmouth.

— Bist Du verrückt?

— Ich nicht; doch scheint's Milady zu sein, denn vor zehn Minuten gestand sie mir mit Thränen in den Augen, seitdem sie Deine „Elisabeth“ gehört, könne sie Nachts nicht mehr schlafen.

— Und weßhalb nicht? fragte der eitle Amphion.

— Weil sie in ihrer Wohnung so verdammt viel Wanzen hat.

— Alter, schlechter, erbärmlicher Witz!

— Geschmacksache, sagte der Spaßvogel und ging.

20.

Meister Rieswurz war seit acht Monaten Chorist und bei seinen Kameraden, die ihn Anfangs für stolz gehalten hatten, jetzt dergestalt beliebt, daß Jeder, wär's darauf angekommen, ihm irgendwie beizustehen, sich für ihn hätte todtschlagen lassen. Elleboro — so hieß ihn das ganze Theater — war ein gutmüthiger Bursche, der mit jedem Kunstgenossen, welcher ärmer war als er, seinen Reichthum, seine Gage theilte, bald Den, bald Jenen freihielt und Keinen, der seiner Hilfe bedurfte, in Stich ließ. Dabei war er ein lustiger Kumpan, ein heiterer Gesell, der tausend Schnurren im Kopfe und nur einen Gram im Herzen hatte, den: daß seine Francilla, seitdem sie der Maestro, an dem er mit Leib und Seele hing, in Gesang und Musik unterrichtete, sich ganz verändert zu haben schien. Sie war nicht mehr das ächt kindliche Geschöpf, das sich über ein seidenes Band oder über eine andere Kleinigkeit, die Torquato ihr allwöchentlich an dem Tage, an welchem er sein Gehalt erhielt, zum Geschenk machte, wie ein Kind

über die erste Puppe, die es als Spielzeug erhält, sich tausend Mal mehr freuen konnte, als Signora Colbrand über einen kostbaren Schmuck oder einen prächtigen Shawl, den sie dem Geizhals Barbaja abgelockt hatte. Ihr sonst so heiteres Auge, so rein und wolkenlos wie Neapels veilchenblauer Himmel, schien jetzt umflort von einem tiefverborgenen Grame, dessen Ursache die Einfalt des treuherzigen Burschen sich nicht erklären konnte. Von Tag zu Tage war Francilla trauriger und stiller geworden. Wohl stand sie noch immer, wie früher, mit dem Blumenkörbchen in der Hand, am Eingange der Villa reale; ihr Anzug, ihr Haarputz war noch immer ganz derselbe, ihr liebes Gesichtchen aber hatte sich seitdem auffallend geändert. Ihre Wangen, noch vor wenigen Monaten so rosigfrisch, waren bleicher als Jasmin geworden; das heitere Lächeln der Unschuld, das früher den Saum ihrer Lippen, wie ein flatternder Westwind eine aufbrechende Fliederknospe, umgaukelt hatte, war verschwunden und an dessen Stelle ein finsterer Ernst getreten, der wie ein herbstlicher Reif ihre sonst frühlingfrischen Züge verdüsterte. Sie, die sonst vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein

gesungen hatte, sang jetzt nur noch dann, wenn der Maestro sie und ihren Bräutigam zu sich beschieden hatte, um ihr Unterricht im Gesange zu ertheilen. Rossini hatte sich der armen hübschen Waise wie ein Vater seines Kindes angenommen, mit einer Uneigennützigkeit, die seinem Herzen zur Ehre gereicht. Manch Anderer würde die Einfalt dieses armen, von aller Welt verlassenen Mädchens gemißbraucht haben; unser Maestro hingegen hatte keine Augen für ihre unentweihte Schönheit, sondern nur Ohren für ihre silberreine, glockenhelle, schmieg- und biegsame Engelstimme. Er lauschte ihren Tönen mit jener Wollust, mit der man im smaragdgrünen Schatten eines geheimnißvollen, stillverschwiegenen Cypressenhaines die schmerzdurchzuckten Klagelieder einer Nachtigall belauscht, welche den Cypressen und Trauerweiden und den gespenstisch-weißen Statuen, die dort gleichsam als stille Wächter dieses Haines hingestellt sind, in unnachahmlich schönem Rhythmus ihrer Elegieen den Tod der jungen Rose erzählt, die ein rauher Sturmwind entblättert hat. Francilla's einfacher, ungekünstelter, schöngetragener Gesang entzückte ihn weit mehr als das ganze Heer von

Trillern und Rouladen, von Cadenzen und andern Coloraturen, wodurch Signora Colbrand Neapels Publikum zu stürmischem Beifall hinriß. — Und wenn Elleboro seine Francilla so singen hörte unter der Anleitung seines Meisters, da traten dem armen Jungen die hellen Thränen in die Augen: dann war ihm zu Muthe, als müsse er Gott und die Welt umarmen, um an ihrem Busen all' seine Wonne, all' seinen Schmerz auszuweinen. War es ihm doch, als hauche Francilla in diesen langangehaltenen Tönen die ganze Fülle ihres geheimen Grames aus. War es ihm doch, als hätte sie Millionen Thränen in der Kehle, Thränen, die ihr das Herz zerbrechen, Thränen, denen man's anhört, daß sie nicht zu löschen sind. Dann fragte er sich hundert Mal im Stillen nach der Quelle dieser Thränen, nach der Ursach' ihres Grames, und wenn er dann Nachts bei sich in der stillen Kammer am offenen Fenster lag und mit der Guitarre in der Hand zum Abendsterne hinaufsah und dabei an Francilla's Auge dachte, da sang er ein Lied, das gar traurig klang und seinem Herzen doch so wohl that wie Trost aus treuer Freundesbrust; da sang er:

Blau=Aeugelein, Blau=Aeugelein,
Sprich, warum weinest Du?
Was trübte Deinen Sonnenschein,
Was störte Deine Ruh'?

Blau=Aeugelein, Blau=Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn stellst Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.

Blau=Aeugelein, Blau=Aeugelein,
Erzähl' mir Deinen Gram,
Wer mag der freche Räuber sein,
Der Dir den Frieden nahm?

Blau=Aeugelein, Blau=Aeugelein,
So thränenvoll Dein Blick,
Weinst Du vielleicht, Hold=Liebchen mein,
Um abgeblühtes Glück?

Blau=Aeugelein, Blau=Aeugelein,
Errieth' ich Deinen Schmerz,
Dann gönne, daß ich mit Dir wein',
Gebrochen ist mein Herz.

Und wenn er sich und seinen Schmerz ausgeweint hatte, dann war ihm wieder leicht und wohl zu Muthe, dann ging er zur Ruh' mit ihrem Bild im Herzen und einem Gebete auf den Lippen, einem Gebete für Francilla und den Maestro. Waren diese Beiden auf der großen weiten Erde doch die

einzigen Wesen, die er liebte mit der ganzen Gluth seines dankerfüllten Herzens. — — — —

— — — — — — — — —

Eines Tages, als Torquato wieder seine Wochen-Gage bekommen hatte, beschloß er, seinem Mädchen einen Ring, einen hübschen Ring zu kaufen und sollte er auch den ganzen Gehalt dafür hingeben und dann acht Tage fasten oder gar hungern müssen.

— Wie wird meine Himmelsblume sich freuen, wenn ich dann vor sie hintrete und sie frage: Weißt Du wohl, was ich hier in dieser Hand halte? Dann wird sie lächeln und rathen: Ein Crucifix ... einen Heckethaler ... ein Lottoloos ... Nichts von dem Allen! Kennst Du das? werde ich fragen, ihr den goldenen Reif zeigen und jubelnd ausrufen: Dies, Francilla, ist Dein Verlobungsring! Das wird sie wieder froh und heiter machen. Sie wird dann nicht mehr seufzen und wieder so frisch und blühend aussehen wie früher, als sie beim Maestro noch nicht singen gelernt. Am Ende hat sie wohl gar eine schwache Brust, die, vom vielen Singen angestrengt, ihr Schmerzen verursacht, welche sie mir und unserm

Lehrer verheimlichen will, damit wir sie weiter fortsingen lassen. Das wird's sein und weiter nichts! Aber noch heute sag' ich's dem Maestro und morgen hat's mit dem Unterricht ein Ende, so wahr ich Nieswurz heiße und Francilla mehr als mich selber liebe.

Dann lief er zum ersten, besten Goldarbeiter und kaufte einen Ring, einen goldenen Reif für fünf blanke Scudi — denn mehr verlangte Jener nicht — und rannte dann in Einem Athem nach dem Schloßgarten.

Francilla saß dort unter dem Schatten einer Pinie und zerpflückte, in düsteres Hinbrüten versunken, eine weiße Rose, deren junge Blätter sie in den Sand streute. Torquato näherte sich ihr; sie aber bemerkte ihn nicht.

— Francilla! hauchte er leise, um sie nicht zu erschrecken.

— Du bist's, Torquato? Komm, Amico, setze Dich zu mir.

— Sprich, Himmelsblume, woran dachtest Du?

— An nichts, an nichts! erwiderte sie mit einem

Tone, dem es anzuhören war, daß er nicht aus dem Herzen kam.

— Sei wahr, sei aufrichtig; verhehle mir nichts, gar nichts.

— Ich dachte an die Zukunft, antwortete sie mit schwerem Seufzer.

— Sagtest Du nicht erst neulich, sie habe, seitdem mein Freund, der Maestro, sich Deiner anzunehmen versprochen, nichts mehr Drohendes für Dich?

— Und doch lastet sie jetzt schwerer als je auf meiner Brust!

— Bist Du krank, Francilla? fragte Torquato mit rührendem Mitleid.

— Fast glaub' ich es ...

— Sprich, Kind, was quält Dich?

— Eine Unruhe, die mich nie verläßt, eine Angst, die centnerschwer auf meinem Herzen liegt, eine Pein, deren drückendes Gefühl ich Dir nicht beschreiben kann ...

— Das Singen greift Dich an ...

— Du irrst, Torquato. Gerade wenn ich singe, fühle ich mich freier und wohler als je ...

— Und doch zittert Deine Stimme und doch klingt Dein Ton so klagend, daß ich, so oft ich Dich vor dem Maestro singen höre, weinen, bitter weinen möchte ...

— Wie lieb, wie gut, wie brav bist Du! sagte Francilla, ihn wehmüthig anlächelnd. Gräme Dich meinetwegen nicht. Meine Schwermuth wird vorübergehen; ich will mir Mühe geben, wieder heiter zu werden.

— Ach, Francilla, wer wäre dann wohl glücklicher als ich? Oft giebt es Augenblicke, wo ich denke, daß Du mich gar nicht mehr lieb hast und daß eben das der Grund Deiner Traurigkeit ist. Nicht wahr, Himmelsblume, ich bin ein Narr! Ich setze mir Dinge in den Kopf, an die mein treues Mädchen nie gedacht hat ... Du schweigst und wirst wieder traurig ... Antworte mir, Francilla, antworte! wiederholte der treuherzige Bursche mit ängstlich bebender Stimme.

— Ich bin krank, Torquato. Mein Herz pocht so laut, mein Blut wallt so heftig, als hätt' ich Gott weiß was verbrochen, und doch bin ich mir

keiner Sünde bewußt, sagte das unschuldige Kind, unwillkürlich die Augen niederschlagend.

— Ich mag nicht länger in Dich dringen, mag nichts erpressen, was Du mir nicht aus freiem Antriebe gestehen willst; doch habe ich eine Bitte an Dich: vergiß, was Dich quält, nimm Dir vor, wieder froh zu sein, und Du wirst es, mit Gottes und Madonnens Hilfe, dann bald wieder werden. Dein Torquato will Alles thun, um Dich aufzuheitern. Ich will Dir vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöne lustige Lieder vorsingen, will Dir tausend Schnaken und Schnurren erzählen und nicht eher aufhören, als bis Du mich so heiter wie früher angelächelt hast. Rathe, bella ragazza, was ich so eben für Dich gekauft habe, sagte er, die geschlossene Rechte hoch in die Höhe streckend, daß Francilla's Hand sie nicht erreichen konnte. Rathe, rathe!

— Einen Dolch? fragte das Mädchen.

— Francilla, Du erschreckst mich, stöhnte Torquato, den ein eiskalter Schauer überlief. Wie kann ein so frommes Kind in Deinen Jahren an so schwarze Dinge denken?

— Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich krank, sehr krank bin?

— Und hast Du nicht gehört, daß Du genesen wirst, sobald Du Dir vornimmst, die trüben Gedanken, die Dich beschleichen, von Dir abzuschütteln und, Deinem armen Torquato zu Liebe, wieder froh zu werden?

— Ich will's versuchen, erwiderte das schwermüthige Kind mit erzwungenem Lächeln. Ich verstehe mich schlecht aufs Rathen und bin sehr neugierig, wie Du weißt. Sag' also, was hast Du mir gekauft?

— Sieh' her, Francilla! rief die treue Seele, einen Reif, einen ächt goldenen Reif! Weißt Du, Schatz, was dies zu bedeuten hat? Es ist ein Ring, ein Verlobungsring!

Das Mädchen erbebte. Torquato, der dies zum Glück nicht bemerkt hatte, fuhr fort:

— Wir sind keine Kinder mehr: Du zählst sechszehn Sommer; ich bin fast vier Jahre älter als Du und werde bald — der Maestro hat es mir gestern gesagt — so weit sein, kleine Partieen übernehmen zu können. Dann bin ich ein gemachter Mann,

dann kann ich mein Bräutchen zum Altare führen und meinem schmucken Weibchen eine sorgenfreie Zukunft sichern. Bis dahin, Himmelsblume, trage diesen Ring, sagte er und steckte ihn an den kleinen Finger ihrer linken Hand, trage ihn als einen Talisman, der Dich vor trüben Gedanken beschützen und Dich — wenn Du wieder ans Streben denkst — erinnern mag an Deinen treuen Torquato, der ohne Dich nicht leben kann und der, wenn Du stirbst, auch nicht mehr leben will!

— Torquato! schluchzte das tiefbewegte Mädchen, sank an seine Brust und weinte aus der tiefsten Tiefe ihrer Seele.

— Tesoro mio! rief der Chorist, der sie fest umschlang und die Perlen, die ihrem Auge entquollen, tropfenweise wegküßte; dann drückte er sie fest an sein Herz und sang mit halblauter Stimme:

„Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn stellst Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.“

Die Strahlen der untergehenden Sonne umzitterten die weinende Gruppe, die, eingehüllt in den

keuschen Schatten der Pinie, eine Aufgabe für Canova's Meißel, ein Modell für den Pinsel eines Carlo Dolce gewesen wäre.

Auch der Schmerz hat seinen Nimbus.

21.

Eines Abends hatte der Sultan von San Carlo seinen Koch rufen lassen, um demselben eine Mittheilung von nicht geringer Wichtigkeit zu machen. Hector Ménélas Coquillard (ein geborener Pariser und Schüler Alexandre Viard's, des berühmten Leibkochs Napoleons) war in jeder Beziehung ein höchst origineller Kauz, den wir flüchtig skizziren wollen. Ein neuer Vatel war er, vom Zipfel seiner schneeweißen Nachtmütze bis zur Schuhspitze, der zu Fleisch gewordene Ehrgeiz, welcher Kochen für die „Kunst der Künste" und sich selbst für den ersten Künstler beider Sicilien hielt. Bis zu Ende des Jahres 1814 als Cuisinier extraordinaire der Hofküche König Joachim Murat's zugetheilt, hatte sich Coquillard mit dem Schwager des Kaisers der

Franzosen überworfen, weil Murat ihm einst den Vorwurf zu machen geruht, daß er einen Pudding verdorben. In demselben Augenblick hatte der beleidigte Kochkünstler seinen Abschied begehrt und Joachim I. ewige Feindschaft geschworen. Als König Murat am 13. October 1815, auf Befehl einer Militärcommission, im Schlosse Pizzo erschossen worden war, hatte Coquillard, kurz vorher in Barbaja's Dienste eingetreten, die Fenster seiner Wohnung, die ganz hinten im Hofe lag, festlich zu erleuchten gewagt und auf diese Weise seinem alten Grolle gütlich gethan und seinem tiefgekränkten Ehrgeize eine glänzende Genugthuung verschafft. Davon abgesehen war Meister Coquillard, wie jeder Koch, ein eingefleischter Aristokrat und als solcher einer der wärmsten Anhänger des alten Regime. Coquillard war aber nicht blos in der praktischen Kochkunst, sondern auch in der Geschichte derselben gut bewandert und pflegte mit dem, was er wußte, gern zu prunken. Außerdem war er, wie fast jeder Koch, ein Freund der italienischen Musik und hatte sich gleich im Contracte für die ganze Dauer seines Engagements einen Platz in der Loge des zweiten Ranges

ausbedungen und „soutenirte" eine hübsche Choristin, welche Barbaja wegen ihrer kleinen, magern Figur die „blasse Schnepfe" hieß, im Uebrigen gute Tage hatte, weil sie aus dessen Küche die besten Bissen bekam. Das Alles wußte Barbaja, hatte aber trotzdem nicht den Muth, seinen Koch deßhalb zur Rechenschaft zu ziehen, weil Coquillard mit seinem weißgepuderten Haare und seinen feingestickten Manschetten der einzige von allen Dienern war, der seinem Herrn imponirte und sich von dessen weltberühmter Grobheit nicht das Allermindeste gefallen ließ und der ihn bei jeder Gelegenheit durch die Drohung, augenblicklich abzugehen, so einzuschüchtern wußte, daß Barbaja, der nun einmal eine gute Tafel mehr als alles Andere liebte, mit seinem Koche behutsamer als mit einem weichen Ei umging.

— Meister Coquillard, sagte der Impresario zu seinem hochgelehrten, feingebildeten Koch, ich habe Dich bitten lassen, mir einen Augenblick Gehör zu schenken, um Dir mitzutheilen, daß übermorgen der Geburtstag der Signora Colbrand ist.

— Gut; was aber geht das mich an?

— Höre weiter, Meister Coquillard. Der

Colbrand zu Ehren veranstalte ich ein Diner, zu dem ich, außer der Königin des Festes, die Comelli, David und Garcia, Rossini und seinen talentvollen Schüler, den Meister Nieswurz, eingeladen habe. Es versteht sich von selbst, geliebter Freund, daß Auswahl und Zusammenstellung der Schüsseln Deiner weisen Ein- und Uebersicht überlassen bleiben, doch habe ich Dich bitten wollen, Meister Coquillard, das Lieblingsgericht der Colbrand nicht vergessen zu wollen.

— Signora Colbrand, sagte der Koch, mit stolzer Grandezza sich seinen Halskragen in die Höhe ziehend, ist ein kleines Leckermaul, welches der Lieblingsgerichte so viele hat, daß der Teufel errathen kann, mit welchem ihm am meisten gedient ist.

— Meister Coquillard, erwiderte der Grobian, der seinem Koche gegenüber ein Muster der allerfeinsten Courtoisie war, ich erlaube mir, Dich zu erinnern, daß ihre schwächste Seite das Cotelette à la Couthon ist.

— Cotelette à la Couthon! rief der Koch, drei Schritte zurückprallend. Signor Barbaja, Hector

Ménélas Coquillard ersucht Sie, diese crasse Beleidigung sofort zu widerrufen.

— Ich hätte Dich beleidigt? fragte der Impresario, nicht wenig erschreckt. Wie so? Wodurch?

— Cotelette à la Couthon, sagten Sie. Ich habe diese Gattung von Cotelettes niemals anerkannt.

— Du nennst sie anders?

— In meinen Augen giebt es nur Cotelettes à la Soubise. Zur Zeit der Schreckensherrschaft, als die „Kunst der Künste“ dergestalt in Verfall gerathen war, daß es nur noch Sudelköche gab, mußten sich die Cotelettes à la Soubise, eine der glorreichsten Thaten des Marschalls von Soubise, die Demüthigung gefallen lassen, sich in Cotelettes à la Couthon umgetauft zu sehen. Georges Couthon, ein Königsmörder, der sich statt Couthon — Caton genannt, ein Ungeheuer, das während einer heißen Debatte, die ihm Durst gemacht, ein „Glas Blut“ verlangt hatte, dieser blutdürstige Jakobiner hat von den höhern Intuitionen der Kochkunst nicht mehr als mein türkisches Windspiel — es ruhe in Frieden,

setzte er hinzu und wischte sich eine Thräne aus dem rechten Augenwinkel — von der italienischen Musik verstanden. Es war daher eine Profanation, eine Blasphemie, den ruhmgekrönten Namen eines der erleuchtetsten Feinschmecker dem usurpirten Ruhme eines elenden Jakobiners aufzuopfern. Mir blutete das Herz, ich weinte bittere Thränen, als ich 1793 auf allen Speisekarten von Paris Cotelettes à la Couthon las. Mochte alle Welt sie so nennen, Hector Ménélas Coquillard ist stolz darauf, sich sagen zu können: Du hast sie niemals anerkannt. Als Ludwig XVIII. den alten Thron der Lilien bestieg, als unter seinem segensreichen Scepter die edle Kunst der Künste von Neuem aufzublühen begann, setzte die Restauration den Marschall und die von ihm erfundenen Cotelettes in ihre alten Rechte ein; die Cotelettes à la Couthon wurden wieder in Cotelettes à la Soubise umgewandelt, und so heißen sie noch jetzt und so werden sie noch nach Jahrhunderten heißen, und wenn Couthon's Name längst vergessen ist, wird die späte Nachwelt dankerfüllt den Namen des Prinzen von Soubise feiern, nicht wegen der Schlacht bei Roßbach, die er zufällig verloren,

wohl aber wegen der Kalbsrippchen, die er, nur er, erfunden hat.

— Meister Coquillard, ich weiß wahrlich nicht, was ich mehr bewundern soll: Deine Kunst oder Dein tiefes Wissen. Doch um wieder auf den besagten Hammel — ich meine Signora Colbrand — zurückzukommen; ich wage für sie noch ein gutes Wörtchen einzulegen; außer den Cotelettes à la Cou..., Soubise, wollte ich sagen, hat sie sich bei mir noch einen Pudding à la Nesselrode bestellt.

— Mille huit cent seize diables! fluchte der Koch. Ich möchte aus der Haut fahren.

— Geliebter Freund, warum?

— Weil dieser Russe Nesselrode zur Aureole dieses Puddings, wie Joachim Murat zum unverdienten Nimbus eines großen Helden gekommen ist, sagte der Tacitus der Köche, indem er aus einer goldenen, mit Edelsteinen verzierten Tabatière — einem Geschenke der Exkönigin Marie Annonciade, der Schwester Napoleons — eine Prise nahm. Dieser sogenannte Pudding à la Nesselrode, diese heilige Legende der Feinschmecker, ist die Erfindung meines Schulfreundes Hubert.

— Und dieser Hubert?

— War der intime Freund und Leibkoch des Lord Falmouth. Hubert war ein neuer Christoph Columbus, der für den Gaumen Seiner Herrlichkeit täglich eine neue Welt, oder, was nach Brillat-Savarin dasselbe sagt, eine neue Speise und unter Anderm auch diesen kostbaren Pudding erfand, den der Küchenmeister des Grafen Nesselrode später, auf dem Wiener Congresse, widerrechtlich usurpirt hat. Schnupfen Sie, Signor Barbaja? fragte der Koch, seinem Herrn die Dose hinhaltend.

— Danke, danke, Meister Coquillard; doch wenn ich bitten darf, erzähle weiter.

— Mein Freund Hubert, der, wie Ihr gehorsamer Diener, ein schreckliches Ehrgefühl besaß, nannte Jenen einen P l a g i a r i u s. Der Scythe nahm das übel und nannte meinen Schulkameraden einen Esel. Sie werden begreifen, Signor, daß der Freund und Koch des Lord Falmouth diesen Esel nicht ruhig auf sich sitzen lassen durfte. Hubert schickt ihm eine Herausforderung, der Vandale nimmt sie an. Man schießt sich über eine Serviette, Hubert

fällt, der Usurpator bleibt am Leben. Und wie Amerika, von Christoph Columbus entdeckt, den Namen des Usurpators Amerigo Vespucci trägt, also trägt der Pudding meines unsterblichen Freundes Hubert plumper Weise Nesselrode's Namen.

— Meister Coquillard weiß doch auch Alles!

— Ein Mann, der in Paris unter den Auspicien des großen Grimod de la Reynière [1]) seine Studien gemacht, muß Alles wissen, was in die verschiedenen Rayons seiner Kunst einschlägt.

— Erzähltest Du nicht, daß Du unter andern berühmten Männern in Paris auch Herrn Grétry persönlich gekannt hast?

— Meine Hände haben mehr als eine „Omelette aux confitures" für ihn improvisirt. Grétry war eben so groß als Feinschmecker wie als Tondichter. Wenn ihm eine Composition in den Gliedern lag, schlich er in meine Küche, um sich dort vom Geruche der Speisen begeistern zu lassen. Dafür hat sich

---

1) Herausgeber des berühmten „Almanach des Gourmands", von dem acht Jahrgänge — Par. 1805—12. erschienen sind.

der gute Mann auch in mein Stammbuch eingeschrieben.

— Verkaufe Dein Autograph an Lady Monmouth; sie wiegt jeden Buchstaben mit schweren Guineen auf ...

— Diese heilige Reliquie ist für mich unbezahlbar ...

— Sag' mir, Meister Coquillard, wie hieß doch schnell jener Engländer, der, ein zweiter Apicius, in sechs Jahren ein Vermögrn von hundertfünfzigtausend Pfund Sterling durch die Gurgel gejagt hat?

— Er hieß Thomas Rogerson und durchreiste fast die ganze Welt, einzig und allein, um die Leckerbissen aller Nationen durchzukosten. Er engagirte den Koch des Kaisers Alexander von Rußland und setzte ihm eine jährliche Leibrente von zweitausend Pfund aus. Das war ein Herr! In China und Ostindien, in Meriko und Brasilien hatte er Agenten, die ihm die feinsten Leckerbissen liefern mußten.

— Und das Ende? fragte Barbaja, dem das Wasser im Munde zusammen lief.

— Als er sein ganzes Vermögen bis auf die letzte Guinee ausgegeben hatte, kaufte er sich einen Ortolan, bereitete ihn nach allen Regeln der Kunst, verzehrte ihn mit dem allerbesten Appetite und ...

— Und?

— Und erhängte sich, sagte Meister Coquillard, machte eine kurze, aber höchst noble Verbeugung und entfernte sich.

— Ein himmlischer Kauz! sprach der Impresario, als er mit sich und seinem Appetite allein war. Der Schlingel ist grob, aber versteht seine Sache. Wär' ich nicht Domenico Barbaja, Impresario des San Carlo-Theaters, Pachter der Spielbank und Millionair, dann möchte ich nichts Anderes als Meister Coquillard sein. Ein guter Koch ist mehr werth als fünf Maitressen und zehn gute Freunde. Ich werde meine Zibetkatze rufen lassen und ihr den Auftrag ertheilen, die Verdienste meines Kochs in einer Hymne zu feiern. Rossini soll sie in Musik setzen.

22.

Signora Colbrand erhielt am Vorabende ihres Geburtsfestes einen Brief aus Palermo, den sie uneröffnet in den breiten Goldrahmen ihres Toilettenspiegels steckte, weil sie an der Aufschrift des Briefes erkannt hatte, daß der Absender desselben kein Anderer als der bewußte, vielbesprochene Marquis Tacconi sei.

Eine Stunde später überbrachte ein krebsrother, mit silbernen Tressen geschmückter Diener ein zierliches Billet, begleitet von einem ziemlich großen Carton. Als die Kammerdienerin der Signora den Ueberbringer um den Namen seiner Herrschaft befragte, erhielt sie die Antwort, es sei ihm der Befehl geworden, den Namen zu verschweigen; doch glaube er, daß Mademoiselle Colbrand aus dem beiliegenden Briefe den Schreiber desselben sogleich errathen werde. Zerline, die von ihrer Herrin, welche gewohnt war, an deren Geburts- und Namenstage einer Unzahl von Geschenken entgegen zu sehen, den Auftrag erhalten hatte, Alles anzunehmen, nahm

natürlich auch den ziemlich schweren Carton an und trug ihn ungesäumt ins Zimmer ihrer Gebieterin, die, von langer Weile gequält, eine alte französische Scharteke „Ruses d'amour, pour rendre contents ses favoris“ 1) las.

— Von wem? fragte die Colbrand, den Carton neugierig ins Auge fassend.

— Von einem Ihrer Verehrer, der sich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt, wahrscheinlich wohl nur deshalb, um Signora's Neugier zu reizen; doch wird, wie mir der Diener gesagt, dieser Brief die Maske seines Herrn lüften.

— Gieb her! rief die Primadonna. Nach der Handschrift der Adresse scheint mir der Schreiber dieses Briefes nicht bekannt zu sein. Voyons! sagte sie, das Siegel mit wachsender Neugier erbrechend und einen Blick auf die Unterschrift werfend, kein Name! Weiter nichts als die alltägliche Höflichkeitsphrase: „Einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer“. Du lieber Gott, man hat der Verehrer so viele, daß sich schwer

1) Dieses ziemlich seltene Buch erschien in Holland 1679. 12.

errathen läßt, wer unter ihnen der aufrichtigste ist. Doch was schreibt uns dieser aufrichtige Verehrer? (Sie las.)

„Gestatten Sie, verehrte Signora, einem Ihrer unbekannten Freunde, Ihr morgiges Wiegenfest schon heute zu feiern. Empfangen Sie, angebetete Frau, tausend Wünsche für Ihr Wohl und beiliegend, als einen schwachen Beweis ungeheuchelter Huldigung, eine winzigkleine Kleinigkeit. **Honny soit qui mal y pense!**"

— Eine winzigkleine Kleinigkeit, wiederholte sie. Der Mann ist wenigstens sehr bescheiden. Wenn aber der Kern dieser Schachtel nicht anziehender als der Inhalt dieses Briefes ist, so hätte unser unbekannter Freund sich die Mühe wohl ersparen können, uns schon heute daran zu erinnern, daß wir morgen wieder um ein Jahr älter werden. Oeffne den Carton! befahl sie der Zofe.

Aber das Oeffnen dieser Schachtel war nicht so leicht, als Signora und vielleicht auch manche unserer holden Leserinnen vermuthet hatten. Der Deckel war durch Schnuren, die durch den Boden der Schachtel gingen, dergestalt befestigt, daß er nur mit großer

Mühe, und nachdem jeder einzelne Faden aufgeschnitten und durchgezogen war, geöffnet werden konnte. Und als der Deckel endlich abgenommen und der Signora ein Blick in das Innere gestattet war, was sah sie da? Zuerst eine Decke von feinem Binsenstroh, dann einen großen Bogen Seidenpapier, dann noch einen Bogen und dann wieder einen Bogen und ganz unten, ganz zuletzt ...

Da wohl keine unserer Leserinnen es errathen dürfte, was der eigentliche Kern dieser Schale war, so wollen wir sie nicht länger unnütz rathen lassen und ihnen sagen, was Signora auf dem Boden der Schachtel fand. — Ein Ding, grün, winzigklein und durchsichtig dünn, ein Ding, das weder von Smaragd, noch von Gold war, ein ganz unbedeutendes, völlig werthloses Fragment von jenem Baume, aus dessen Blättern die nackte Eva im Paradiese, gleich nach dem Sündenfalle, sich die erste Schürze gemacht: ein elendes Feigenblatt, das auf einem weißseidenen Kissen lag, in welches mit schwarzer Seide der botanische Name des Feigenbaumes „Ficus Carica“ eingestickt war.

Signora Colbrand, die ihre Erwartung so bitter

getäuscht sah, kniff wüthend ihre Lippen zusammen und war außer sich vor Zorn. Hatte sie's doch schwarz auf weiß, daß der aufrichtigste ihrer Verehrer sie mystificirt, gefoppt hatte. Ihr, die Brüsseler Spitzen oder kostbare Seidenstoffe erwartet, ein elendes Feigenblatt zu schicken!!! War das nicht eine boshafte Anspielung auf die Durchsichtigkeit ihrer Toilette und auf manche andere Blöße, die sie sich gab? — In diesem Augenblick der Wuth hätte sie den aufrichtigsten ihrer Verehrer, den frechen Spötter, mit Füßen treten und auf die Galeeren schicken können. Wuthentflammt rannte sie im Zimmer auf und ab und fragte sich, wer ihr diesen Possen gespielt? Sie rieth hin, sie rieth her.

— Barbaja? Der ist zu dumm zu solchem Streiche. Rossini? Der ist zu gutmüthig. David? Dem boshaften Spötter sieht es ähnlich ... Halt! rief sie plötzlich, jetzt weiß ich's genau, ganz genau! Diesen einfältigen Schabernack hat meine Nebenbuhlerin ausgeführt, die Comelli, welche bersten will vor Neid, daß der Glanz meiner Garderobe die ihrige verdunkelt. Warte, boshafte Schlange, neidische Französin, Du sollst mir diesen Possen nicht unge-

straft gespielt haben! rief sie wüthend und warf einen zornglühenden Blick auf das seidene Kissen. Was fange ich damit an? Ich kann es nicht behalten, ohne darüber in Wuth zu gerathen, daß diese armselige Französin es gewagt hat, mich, mich zu mystificiren. Nimm's weg, nimm's weg, befahl sie der Dienerin, wirf es auf den Boden, wirf es auf den Mist, wirf es, wohin Du willst.

Gleich darauf trat Signor Barbaja ein. Zerline, wohl wissend, daß Beide keines Zeugen bedurften, entfernte sich.

— Gut, daß Du kommst, rief sie ihm entgegen.

— Was ist geschehen? fragte der Impresario, über das Aussehen der Colbrand ganz erschreckt.

— Morgen in aller Früh muß die hektische Französin Comelli ihre Entlassung erhalten.

— Weshalb?

— Weil sie mich gekränkt, entehrt, beschimpft hat. Siehst Du dort jenes Kissen?

— Ja, Colbrand!

— Kannst Du lesen?

— Nein, Colbrand!

— Traurig genug! rief die aufgebrachte Sängerin. Auf diesem Kissen lag ein elendes Feigenblatt, das die schwindsüchtige Französin, die mich um den Reichthum meiner Garderobe beneidet, mir zum Geburtstag zu schenken gewagt ...

— Die Comelli?

— Wer denn sonst? Nur eine hektische Französin ist solcher Bosheit fähig. Noch heute mußt Du sie entlassen ...

— Aber bedenke doch ...

— Was ist hier zu bedenken? Bleibt sie, dann gehe ich. Siehst Du dort am Spiegel jenen Brief? Vor einer halben Stunde erhielt ich ihn aus Palermo ...

— Von Tacconi? Und was schreibt der elende Carbonaro?

— Ich hatte mir vorgenommen, den Brief erst in Deiner Gegenwart zu öffnen ...

— Lies, Colbrand, lies, rief Barbaja, dessen Eifersucht in lichterlohen Flammen stand.

Die Primadonna entfaltete das Schreiben und las mit dem allergleichgiltigsten Tone:

„Sie werden sich wundern, angebetete Signora, endlich nach so langer, langer Zeit, wieder ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Meine Abreise von Neapel kam so unerwartet schnell, daß ich weder Zeit noch Muth hatte, meine Aufwartung zu machen, um Ihnen mündlich Lebewohl zu sagen. Treue Freunde hatten mich, Dank dem Himmel, noch zu rechter Zeit in Kenntniß gesetzt, daß Neapels Polizei, in Folge der Denunciation eines feigen Nebenbuhlers — den Gott verdammen möge ...“

— Darunter meint er mich ...

„auf mich aufmerksam gemacht, ihre Spürhunde ausgeschickt, um mein sicheres Asyl auszukundschaften, was ihnen auch sicher gelungen wäre, hätte ich nicht noch früh genug von der Verfolgung der Späher Kunde erhalten und gleich darauf die Flucht ergriffen. Doch auch hier bin ich Tag und Nacht von Spionen umringt und keinen Augenblick sicher, weshalb ich mich entschlossen habe, von hier nach Malta zu entfliehen und dann erst, wenn meine einflußreiche Verwandtschaft in Genua für mich Begnadigung erwirkt haben wird, nach Neapel

zurückzukehren, um vor Allem den ehrlosen Denuncianten zu bestrafen und, sobald ich diesen Stein des Hindernisses aus dem Wege geräumt, alle Kraft, alle Mittel aufzubieten, Sie zu bewegen, meinem heißen Flehen endlich süße Gewährung zu schenken ..."

— Mich will er aus dem Wege räumen? rief Barbaja, der, obgleich mehr noch als Falstaff mit seinem unbändigen Muthe prahlend, wie Jener eine feige Memme war.

— Der Marquis ist toll, sagte die Colbrand, mit großer Gemüthsruhe weiter lesend.

„Zugleich benachrichtige ich Sie, daß ich meinem Anwalt in Genua vor acht Tagen die Vollmacht ertheilt habe, die Scheidungsklage gegen meine Frau einzuleiten, um, sobald auch dieses Hinderniß beseitigt ist, Ihnen, angebetetes Weib, Herz und Hand anzutragen."

— Der Kerl ist reif für's Tollhaus.

— Was vermag nicht Alles die Liebe, sprach die Colbrand ruhig fortfahrend:

„Gern schriebe ich Ihnen häufiger, müßte ich nicht befürchten, daß viele meiner Briefe, die ich

nach Neapel schreibe, von der Polizei aufgefangen werden, und daß ich sie auf diese Weise auf die Spur meines Schlupfwinkels leite. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn Wochen, vielleicht auch Monate vergehen, bevor Sie wieder Nachricht erhalten von Ihrem ewigtreuen Silvio."

— Dieser Silvio raubt mir die Ruhe meines Schlafes, die geregelte Thätigkeit meines Appetites. Seitdem der verdammte Marquis sich wie ein gespenstiges Nirgends und Ueberall zwischen Dich und mich gedrängt, bin ich um acht Zoll und neun Linien magerer geworden. Wenn das so fortgeht, bin ich in Jahr und Tag ein elendes Skelett, das seine Knochen zu Markte tragen und sich für Geld sehen lassen kann.

— Meinetwegen sollst Du nicht länger leiden.

— Colbrand, was willst Du thun?

— Dem Marchese schreiben, daß ich entschlossen bin, ihm nach Palermo und von dort bis ans Ende der Welt zu folgen ...

— Du liebst ihn? fragte er mit mehr Pathos, als Mancher ihm zugetraut hätte.

— Ich fange zu glauben an, daß die Opfer, die er zu bringen sich bereit erklärt, mich bewegen könnten, für ihn, wenn auch nicht Liebe, doch wenigstens Mitleid zu empfinden.

— Sei keine Närrin, Colbrand. Opfere nicht das Gewisse dem Ungewissen auf. Der Marchese ist ein junger Windbeutel, ein leichtsinniger Abenteurer. Was Du an mir hast, das weißt Du. Mag auch alle Welt mich als Geizhals, Knicker, Filz verschreien, Dir, Schatz Gottes, will ich beweisen, daß ich's nicht bin. Morgen sollst Du erfahren, daß Domenico Barbaja, Neapels größter Grobian, trotzdem ein Mann ist, welcher zu leben weiß.

— Und die Comelli? fragte die schlaue Eva im Vorgefühle ihres neuen Sieges.

— Harrt im Vorsaale, meldete die a tempo eingetretene Kammerzofe, und wünscht Signora zu sprechen.

— Diese Frechheit habe ich nicht erwartet.

— Laß sie eintreten, Colbrand.

— Sag' ihr, daß ich bereit sei, sie zu empfangen.

Gleich darauf erschien Signora Comelli in einer äußerst einfachen, aber höchst geschmackvollen Toilette.

— Erlauben Sie, Angélique, sagte die junge Französin mit allem Reize ungekünstelter Liebenswürdigkeit, daß Ihre treue Freundin Sie umarme ...

— Darf ich fragen, was mir zu so ungewöhnlicher Zeit und Stunde das außerordentliche Vergnügen Ihres höchst erfreulichen Besuches verschafft?

— Morgen, liebe Angélique, ist Ihr Geburtstag. Gestatten Sie Ihrer aufrichtigen Bewunderin die Erste zu sein, die Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück wünscht.

— Sie kommen zu spät; eine gewisse Person, die Ihnen wohl bekannt sein wird, ist Ihnen bereits zuvorgekommen.

— Schade, Jammerschade; doch soll mich das nicht abhalten, die Zweite zu sein, die sich der Ersten anschließt. Erlauben Sie, schöne Angélique, Ihnen diese kleine unbedeutende Broche mit der Bitte zu überreichen, sie zur Erinnerung an eine Freundin, die tausend Gründe hat, Sie zu achten und zu

lieben, freundlich anzunehmen. Honny soit qui mal y pense.

— Ganz dieselben Worte stehen auch hier in diesem Briefe. Signora hat sich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Heuchlerin, rief die Colbrand, vom Zorne überwältigt, aus meinen Augen!

— Dieu de Dieu! rief die Comelli furchtbar erschreckt, was haben Sie?

— Kennen Sie diese Handschrift? fragte die Primadonna, die gleich einer Furie der zitternden Französin den anonymen Brief dicht vor die Augen hielt und sie mit zornglühenden Blicken vom Scheitel bis zur Schuhsohle maß.

— Die Handschrift ist mir fremd, betheuerte ihre Nebenbuhlerin mit der größten Ruhe.

— Und kann Signora das beschwören? fragte die Colbrand mit markdurchbohrendem Blick.

— Beim ewigen Gott, ich kenne diese Handschrift nicht!

— Siehst Du wohl nun ein, begann der gerührte Impresario, daß Du Deiner Freundin großes Unrecht gethan?

— Signora Comelli, sprach die Primadonna, sich dabei beruhigend, ich will Ihnen frei gestehen, daß ich Sie für die Schreiberin dieses anonymen Briefes hielt. Da Sie aber, in Gegenwart eines Zeugen, betheuern, daß diese Handschrift Ihnen durchaus fremd ist, und da ich Sie keines Meineids fähig halte, fühle ich mich verpflichtet, Sie wegen des bösen Verdachtes, den ich auf Sie warf, freundlichst um Verzeihung zu bitten, sagte die Colbrand, indem sie ihre Nebenbuhlerin mit theatralischem Pompe in ihre Arme schloß und auf deren (leider allzujugendliche) Stirn einen Kuß als Siegel der Versöhnung drückte.

— Ein rührendes Schauspiel! rief der Sultan, in dessen Tone ein leiser Anflug von Ironie lag.

— Angélique, Sie haben mir unendlich weh gethan ...

— Kein Wort mehr davon! Aber um so bestimmter rechne ich darauf, daß Sie Herrn Barbaja und Ihrer Freundin beim morgigen Feste das Vergnügen ihrer Gegenwart schenken.

— Ich werde kommen. Für heute aber will ich Ihnen nicht länger lästig fallen. Verzeihung, wenn

ich Sie gestört habe. Bon soir, Monsieur Barbaja, dormez bien, ma chère Angélique, hauchte die schnellversöhnte Französin mit reizendem Lächeln, umarmte zum zweiten Male mit einem großen Aufwande von Zärtlichkeit ihre „theuere Freundin“ und hüpfte, ein Sonnenstrahl in seidenen Strümpfen, leicht und graziös zur Thür hinaus.

Die Colbrand öffnete das grüne Saffian-Etui, um den Inhalt zu prüfen.

— Die Broche, sprach sie, den Schmuck ans Licht haltend, ist, aufrichtig gesagt, sehr geschmacklos.

— A caval donato non guardar in bocca (einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul), meinte Signor Domenico.

— Trotzdem bleibt die Comelli eine intrigante Person, eine boshafte Spinne, die ich mit Spionen umringen werde, um heraus zu bringen, ob sie wirklich nichts von jenem Feigenblatte weiß.

— Mißtrauisch wie ein Jude! brummte Barbaja.

23.

Das Gastmahl, das am folgenden Tage der Impresario von Gottes Gnaden, zu Ehren seiner Pompadour, im großen Saale seiner Bildergallerie veranstaltet hatte, war eines jener heitern Feste, die sich vor Allem durch ihren freien Ton auszeichnen. Fesselloser Frohsinn und ungebundener Scherz regten ihre rosigen Schwingen und hauchten der kleinen Tafelrunde, deren Genossen nicht die Zahl der Musen überstieg, jene glückliche Stimmung ein, in der epikuräische Geister alle kleinlichen Sorgen des irdischen Daseins von sich abschütteln, in ungetrübter Lust den schäumenden Becher der Freude bis auf die Neige leeren und sich dann froh wie die Götter im Olymp, selig wie die Gläubigen im mahomedanischen Paradiese fühlen.

Zwischen der Königin des Festes und der Signora Comelli saß der Sultan von San Carlo wie ein Bogen Löschpapier zwischen zwei goldrandigen Velinblättern. Neben der Colbrand saß Rossini, neben diesem Meister Nieswurz; dann folgte David und

Paccini, Garcia und Abbé Totola, dem die Ehre zu Theil geworden war, der Nachbar der jungen Altistin zu sein. Letzterer war das arme Schlachtopfer, der wohl nur deshalb eingeladen schien, um den übrigen Gästen zur Scheibe ihres Witzes zu dienen und das Stichblatt ihrer Späße zu sein, was das Schicksal jedes Menschen ist, der durch Armuth und Hang zum Wohlleben angetrieben wird, als schmachbeladener Schmarotzer die Sandwüste eines traurigen Lebens zu durchziehen, um dann und wann auf den fetten Triften einer lachenden Oase Hunger und Durst zu stillen. Solch ein armer Parasyt verhält sich zur übrigen Tischgesellschaft, wie die Null zu einer Reihe von Zahlen; sie selber hat durchaus keinen Werth, obgleich sie Werth und Bedeutung der andern Zahlen erhöht. — Auch Meister Rieswurz, der bis dahin noch nie an einer anständigen Tafel gespeist, gehörte in die Sippschaft jener Käuze, die nur zur Belustigung der Andern hinzugezogen werden. Der ehemalige Lazzarone, der früher den Gebrauch einer Serviette nur vom Hörensagen gekannt, saß jetzt als schüchterner Neuling in der Mitte der feinsten Lebemänner, inmitten der raffinirtesten Leckermäuler.

In dem Augenblick, als Signora Colbrand ihren mit Kränzen und Blumen geschmückten Lehnstuhl eingenommen hatte, überreichte ihr Barbaja ein in rothen Maroquin eingebundenes Büchelchen mit den Worten:

— Erlaube, daß ich Dir, als der Königin des Festes, vor Allen die Speisekarte vorlege.

Die Favorite öffnete das Buch und war nicht wenig überrascht, statt eines Speisen-Registers ein Verzeichniß verschiedenartiger Banknoten zu finden, deren Summe zwanzigtausend Francs betrug. Die Banknoten selbst — österreichische, englische und französische bunt durcheinander — wurden zwischen den einzelnen Blättern des Buches durch dünne Nadeln festgehalten.

— Zwanzigtausend Francs, rief die Primadonna freudig erschreckt.

— Ein kleines Andenken, das Jupiter seiner Danaë schenkt, erklärte der Impresario.

— Welche Großmuth! rief die Colbrand, ihn aufs Zärtlichste umarmend.

— Und doch nennt mich alle Welt einen Filz! Sprecht, Kinder, bin ich ein Filz?

— Nein, nein! schrien Alle bis auf Einen.

— Du, Maestro, bist der Einzige, der in diesen Ruf nicht einstimmt ...

— Mir, guter Freund, hast Du noch nicht so viel geschenkt, sagte Rossini, den Daumen an die Spitze des kleinen Fingers andrückend.

— Neidhammel, der Du nicht warten gelernt! Auch an Dich wird die Reihe kommen.

— Aber wann? wann?

— Vielleicht früher als Du glaubst, sprach der Sultan, die Serviette durch ein Knopfloch seines Rockes ziehend. Nun, Abbé Totola, hoffst Du heute bei gutem Appetite zu sein?

— Daran hat's mir, Dank dem ewigen Zeus, noch niemals gefehlt.

— Was wahr ist, bleibt wahr! Unser Abbé frißt wie ein Wolf, sagte Paccini.

— Und säuft wie ein Schwamm, setzte David hinzu.

— Der Magen des guten Abbé, meinte Garcia, gleicht dem bodenlosen Fasse der Danaiden ...

— Drei solcher Magen, sprach Barbaja, sind im Stande, eine Festung auszuhungern ...

— Heda, Meister Rieswurz, rief Rossini, warum sitzest Du so ernst und unbeweglich wie eine Wachsfigur?

— Ist Dir das Maul zugefroren? fragte David. Woran denkst Du?

— Ans Essen, gestand Elleboro, indem er einen wehmüthigen Blick auf seinen leeren Teller warf.

— Ist Ihnen noch ein Löffel gefällig? fragte die Colbrand, welche den Vorsitz übernommen hatte.

— Ich habe wohl einen Löffel, aber keine Suppe mehr, erwiderte der Chorist.

— Wie naiv! rief Signora Comelli, die dem jungen, kräftigen Burschen mehr Geschmack als ihrem alten, spindeldürren, moschusduftenden Nachbar abzugewinnen schien.

Der Potage à la Camerani folgte Ragout en coquille.

— Weißt Du, Barbaja, begann Rossini, daß Dein Koch immer schlechter wird?

— Ich bitte Dich um Gottes willen, sprich nicht so laut ...

— Und warum soll ich leise reden?

— Damit das, was Du sagen willst, von keinem

seiner Spione aufgeschnappt und ihm brühwarm zugetragen wird. Erführe Meister Coquillard, daß Du den Muth gehabt hast, eine seiner Leistungen zu tadeln, er wäre im Stande, mir auf der Stelle zu kündigen.

— Und glaubst Du, daß dies ein so großes Unglück wäre? Köche seines Schlages laufen in Neapel zu Dutzenden herum!

— Mensch, willst Du mich unglücklich machen? Einen Künstler seiner Art finde ich nirgends.

— Einbildung, guter Freund! Coquillard, sage ich Dir, geht von Tag zu Tag zurück. Seitdem er, bis über die Vatermörder hinaus, in die „blasse Schnepfe" verliebt ist, versalzt er jede Schüssel; auch das Ragout ist versalzen ...

— Sie thun ihm Unrecht, entgegnete Signora Comelli. Der Koch unseres Freundes ist eine der ersten Notabilitäten Frankreichs ...

— Und da auch Sie Französin sind, fiel die Colbrand ihr ins Wort, so ist es begreiflich, weßhalb Sie sich seiner annehmen; doch finde auch ich, daß Freund Rossini Ihrem Landsmanne Unrecht thut. Wie findet denn unser Abbé das Ragout?

— So bezaubernd, daß ich im Stande wäre, es in Form einer Ode zu besingen.

— Das will nichts sagen, meinte der lustige Spötter, denn unser guter Abbé hat schon viel Schlechteres besungen. Ueberdies versteht mein lieber Freund Totola von den Mysterien der feinern Kochkunst gerade so viel, als dort (auf ein bekanntes Bild von Wouverman zeigend) jene Kuh von der Muskatennuß.

— Und wie mundet denn Dir das Ding? fragte David seinen Nachbar Nieswurz.

— Ich habe nur Eins daran auszusetzen.

— Und das wäre?

— Daß sich die einfältige Schaale nicht mitessen läßt.

— Herrlich, herrlich! rief die Comelli, die von der Naivetät ihres jugendlichen vis à vis dergestalt bezaubert war, daß sie, um sich mit ihm unterm Tische in magnetischen Rapport zu setzen, einen ihrer niedlichen Füße auf den seinen setzte und mit der Spitze ihres Atlasschuhes Anfangs einen leisen und gleich darauf einen etwas stärkern Druck riskirte.

Jeder Andere hätte diesen Fußwink alsogleich

verstanden und erwiedert. Meister Nieswurz aber, der in Allem noch ganz Neuling war, begriff diese Sprache nicht. Er sah unter den Tisch, zog rasch seinen Fuß zurück und erhob sich.

— Was suchst Du? fragte sein schlauer Mentor, dem das plötzliche Erröthen der Betheiligten nicht entgangen war.

— Eine Fußbank für Signora Comelli, antwortete der Dummkopf, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er die Dame, die seiner kräftigen Jugend so überaus gewogen war, dem allgemeinen Gelächter preisgab.

Elleboro war der Einzige, der den Grund dieses colossalen Lachens durchaus nicht begreifen konnte.

— Ich wollte, erklärte die Französin schnell gefaßt, unsern Meister Nieswurz auf die Probe stellen, ob er wirklich so schlau ist, als er aussieht. Signor Elleboro hat diese kleine Prüfung glänzend bestanden, setzte sie hinzu und gab sich die Miene, als ob sie herzlich mitlachen müsse.

— Abbé Totola, meinte die Colbrand, sollte versuchen, dieses heitere Zwischenspiel in Verse zu setzen.

— Nur jetzt nicht, sagte David, denn während des Essens ist unser großer Dichter taub und stumm; er hört und sieht nichts von Allem, was rings um ihn vorgeht; seine fünf Sinne haben sich jetzt in einen aufgelöst: er frißt und schmeckt blos. In diesem Augenblick, wo er das zweite Stück Rindfleisch verschlingt, könnte jeder von uns ihm einen Korkstöpsel an den Kopf schleudern, unser Dichter, einmal ins Essen vertieft, würde nichts davon gewahr werden.

— Wir wollen's versuchen, sagte Jeder, nahm den Pfropfen der vor ihm stehenden Weinflasche und schleuderte ihn mit aller Kraft nach dem Schädel des gefräßigen Schmarozers ab.

Der Abbé, der nichts davon zu fühlen schien, aß ruhig weiter.

— Das Moschusthier, fing Barbaja an, hat eine Rhinoceroshaut, von der alle unsere Kugeln spurlos abgeprallt sind. Wir wollen nun zu schwererem Geschütze greifen und ihm lieber die Flaschen an den Kopf werfen.

Totola, der nichts davon zu hören schien, verzog keine Miene.

— Jeder greife nach seiner Bouteille! commandirte der Impresario. Sobald ich Drei gezählt, weiß Jeder von Euch, was er zu thun hat.

Die ganze Tafelrunde griff nach den Flaschen. Abbé Totola, der nichts davon zu sehen schien, fraß ruhig weiter.

— Aufgepaßt! schrie der Sultan, um den Vielfraß auf das, was ihm bevorstand, aufmerksam zu machen. Ich fange nun zu zählen an: Eins ... Zwei ... und ...

— Halt, donnerte Rossini, halt! Bis hierher und nicht weiter! Bedenken Sie, meine Herren und Damen, wie schade es um den armen Abbé wäre! Wo fände unser Freund Barbaja einen neuen Metastasio, der ihm für elende achtzig Francs ein dreiactiges Textbuch schriebe?!

— Hast Recht, Maestro, sagte Barbaja. Friß zu, Zibetkatze, wir wollen Dich leben lassen!

— Er lebe! schrien Alle.

Totola, der auch dies nicht gehört hatte, aß immer weiter und weiter.

Bald darauf kamen „Cotelettes en papilottes“. Diese Schüssel war so überaus saftig und pikant, daß

selbst Rossini ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dem Abbé, der seit dem Ragout nichts mehr gesprochen hatte, stürzten, als er das dritte Stück verschluckte, erbsendicke Freudenthränen aus den Augen. Auch Meister Nieswurz war vom Wohlgeschmack der kostbar zubereiteten Kalbsrippchen dergestalt durchdrungen, daß er nicht blos den Kern — das Fleisch — sondern auch die Schaale — das Papier — mitaß.

Gleich darauf erschien Dindon aux truffes.

— Erlaubt mir, meine Freunde, begann Rossini, Euch aufzufordern, in einen Toast einzustimmen, der einem Wesen gilt, das, über alle Beschreibung zart und liebenswürdig, ein Gegenstand meiner wärmsten Anbetung ist, einem Wesen, in dessen Schönheit ich mich nicht versenken kann, ohne die Allmacht Gottes, die Herrlichkeit der Natur zu bewundern. Hoch lebe das Wesen, das uns Allen gleich theuer ist, hoch lebe ... der Truthahn!

— Hoch! Hoch! riefen Alle; bis auf die Colbrand, welche Anfangs vermuthet hatte, daß der erste Toast von Rechtswegen keinem Andern als ihr gebühre.

— Was Raphael unter den Malern, fuhr der Maestro fort, was Tasso unter den Dichtern, was Mozart unter den Componisten und was meine reizende Nachbarin, Signora Colbrand, unter den Gesangskünstlerinnen, das ist der trüffelgefüllte Truthahn unter den Koryphäen der Tafel. Auch Signora Colbrand, der Truthahn von San Carlo, soll leben!

— Evivà! schrie die ganze Tafelrunde.

Der Toast hatte so viel Zweideutiges, daß die Königin des Festes nicht ganz mit sich einig wurde, ob sie entzückt oder beleidigt sein sollte.

Den Schluß machte der Pudding à la Nesselrode. Auch diese Speise verschlang Abbé Totola mit einer Hast und Eile, als ob Jemand mit einer Peitsche hinter ihm stände, der ihn zum Wetteßen antrieb.

Nach kurzer Pause erschien das Dessert, das jedem der acht Gäste in einer besondern Silbervase vorgesetzt wurde. Unter Datteln und Nüssen, unter Feigen und Mandeln befand sich auch eine ganz neue Art von Zuckerwerk, eine köstliche Gattung von Bonbons, auf deren Umschlag der Name des galanten Gebers und der Geburtstag der Colbrand stand.

Signora Comelli, eine Freundin aller Süßigkeiten, entfaltete eine dieser geheimnißvollen Hüllen und war nicht wenig überrascht, unter dem Bonbon ein Goldstück zu finden. Sie öffnete den zweiten, dritten, vierten Bonbon und fand in jedem ein Goldstück. Nun fingen auch die Andern zu suchen an. Und so fand denn jeder der sieben Gäste in seinem Dessert zwanzig Bonbons mit eben so vielen Napoleons; die Colbrand aber fand unten in der Vase noch ein Halsband von Diamanten.

Diese ganz unerwartete Ueberraschung war das Zeichen zum Ausbruch der allgemeinen Freude. Die Pfropfen des Champagners sprangen bis zum Plafond; im Vorzimmer ertönte Musik und Gesang.

Abbé Totola schien der Einzige, der plötzlich traurig geworden war. Der Schreck der freudigen Ueberraschung hatte sich auf seinen vollgefüllten Magen geworfen und ihm mit einem Schlage alle Eßlust geraubt. Zum Glück wußte unser Dichter sich zu helfen. Als er einsah, daß es mit dem Essen nicht mehr gehen wollte, warf er sich aufs Trinken und trank so lange, bis er, vom Rausche überwältigt,

in einer Sänfte betrunken nach Hause getragen wurde.

Seit jenem Tage wurden die Zwanzig-Frankenstücke beim San Carlo-Theater nie anders als „Barbaja-Bonbons" genannt.

Schluß der ersten Bandes.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

29 41 42 58 131/32 168
201 212